

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 49 (1969-1970)
Heft: 10

Buchbesprechung: Bücher

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bücher

ZEITBETRACHTUNGEN

Eines der meistgenannten Schlagworte unserer Gegenwart dürfte wohl das Wort «*Bildung*» sein. Wir hören es täglich in den merkwürdigsten Verbindungen, dabei ist zu fürchten, es sei darüber, was echte Bildung wirklich bedeutet, längst kein Einverständnis mehr zu erzielen. Es will uns darum bedeutsam erscheinen, dass uns eben ein Buch erreichte, in dem ein Mann des täglichen Lebens mit männlich-besonnenen Ausführungen daran erinnert, was Bildung sein muss, wenn sie für das Leben der Gemeinschaft fruchtbar werden soll, wenn sie helfen soll, die Krise, in der wir eben leben, zu überstehen. Wir meinen das Buch «*Zeitbetrachtungen*», das die Reden des zweundsiebzigjährigen früheren Oberbefehlshabers der atlantischen Streitkräfte in Europa, *Hans Speidel*, enthält¹.

Speidel ist Schwabe. Er vereint in sich Eigenschaften, die man mit dem Schwabenstum zusammenzubringen pflegt: tatkräftiges Handeln und ausgesuchte humanistische Bildung. Eines seiner obersten Ziele ist: Macht und Geist in Verbindung zu bringen, so wie das in einem kurzen Augenblick der deutschen Geschichte bei Männern wie Scharnhorst, Gneisenau und Clausewitz, in unserer Epoche aber bei Generaloberst Ludwig Beck und dem Schweizer Eugen Bircher zutraf. Bildung bedeutet für Speidel nicht nur umfassendes Wissen, sondern ebenso Herzens- und Charakterbildung. Er sieht alle Bildung in der Verbindung der Welt des Geistes mit der Welt des täglichen Lebens: der Technik, der Politik, des Soldatentums. Wir kennen Speidel aus seiner Freundschaft mit *Ernst*

Jünger, in dessen Pariser Tagebüchern sein Name häufig wiederkehrt, wir kennen ihn als Generalstabschef Erwin Rommels und nicht zuletzt als Mitträger der Erhebung vom Sommer 1944.

Die hier vorgelegten Reden wurden bei den verschiedensten Gelegenheiten und vor den verschiedensten Kreisen gehalten, unter anderem auch vor der Schweizerischen Offiziersgesellschaft und der Bayerischen Akademie der schönen Künste. Die wichtigsten wurden in dem Kapitel «Führung und Bildung» zusammengefasst; sie gelten den Themen «Kultur und Menschenführung», «Generalstab und Bildung», «Wissenschaft und Politik». Die Titel deuten an, dass es Speidel darum zu tun ist, Lebensgebiete, die selten miteinander in Berührung gebracht werden, in fruchtbaren Kontakt zu bringen. Bei der ebenso behutsamen wie kenntnisreichen Darstellung dieser Phänomene greift Speidel immer wieder auf das geistige Erbe des Abendlandes zurück. Er kennt seinen Goethe genau, und der Humanist ist mit der Geisteswelt der Antike ebenso vertraut wie mit der Gedankenwelt Eduard Sprangers, Karl Jaspers' und Arnold Bergstraessers. Diese reiche, weltmännische Bildung vereint er mit dem, was heute sehr selten ist: Charakterstärke und Takt, ohne die Menschenführung nicht denkbar ist. Aus den Reden zu Ehren von Ludwig Beck, Erwin Rommel, Eugen Bircher, Maxime Weygand, Graf Neidhardt von Gneisenau leuchten Wesenszüge auf, die auch für ihn Gültigkeit haben. Er ist, wie er von Ludwig Beck sagt: eine ausgeglichene,

harmonische Persönlichkeit. Ein anderer Vortrag «Hitler und das Heer» zeichnet das Gegenbild: den Mann ohne Bildung, ohne Charakterstärke und ohne jeden Takt. Auch in Vorträgen wie «Gedanken zur Verteidigung Europas» oder «Geistige Kriegsführung» finden sich eine reiche Fülle von weisen Einsichten in das Wesen des Menschen und die notwendigen Voraussetzungen einer menschlichen Existenz im Zeitalter der Massen und der Technik.

Dass ein solches Buch heute erscheinen konnte, dass ein Mann wie Hans Speidel ein Bekenntnis zu echtem Menschentum, zu einem Humanismus im Sinne Wilhelm

von Humboldts ausspricht, darf als ein ermutigendes Zeichen gelten. Mögen die tapferen, mitunter recht unzeitgemässen aber notwendigen Wahrheiten, die dieser charaktervolle und fromme Mann aufzeigt, nicht überhört werden, mögen alle, die es angeht, vor allem auch junge Menschen, aus diesen in einer überaus klaren Sprache geschriebenen Reden Kraft und Mut zur Bewährung in dieser Zeit nehmen.

Otto Heuschele

¹ Hans Speidel, *Zeitbetrachtungen – Ausgewählte Reden*, Verlag Hase & Koehler, Mainz 1969.

PROBLEME DER SCHWEIZER PARTEISOZIOLOGIE

Zum neuen Buch von Erich Gruner

Erich Gruner hat es unternommen, erstmals eine Gesamtdarstellung der schweizerischen Parteien vorzulegen¹. In einem ersten, systematischen Teil werden «Besonderheiten der staatsrechtlichen und politischen Struktur der Eidgenossenschaft» aufgezeigt und mit «Eigenarten der schweizerischen Parteien» in Beziehung gesetzt. Der zweite Teil ist historisch angelegt und beschäftigt sich mit der Geschichte der einzelnen Parteien. Der dritte Teil ist wiederum systematischer Art und enthält eine Analyse des inneren Lebens der Parteien. Der vierte Teil schliesslich ist den Zukunftsaussichten der Parteien gewidmet.

Gruner hat in diesem Buch eine impnierende Fülle von empirischem Material verarbeitet. Selbstverständlich will er nicht bloss eine zufällige Ansammlung empirischer Daten bieten; er weist ausdrücklich darauf hin, dass seine Arbeit der Erklärung dienen soll (vgl. zum Beispiel S.25).

Wir wollen uns im folgenden mit seinem Erklärungsansatz auseinandersetzen. Erklärungsgegenstand ist offenbar das schweizerische Parteiensystem.

Gruner versucht seinen Erklärungsgegenstand im wesentlichen aus diesem selber zu erklären. Er benutzt dabei einerseits strukturelle Merkmale des politischen Systems der Schweiz, wie beispielsweise die starke Demokratisierung, den genossenschaftlich-föderalistischen Aufbau, die subkulturelle Fragmentierung, Besonderheiten der Konfliktregelung und des Regierungssystems. Andererseits zieht er für seinen Erklärungsversuch auch die historische Dimension bei, wobei er hier eine Ablauftypologie ausarbeitet.

Was vermag ein derartiger Erklärungsansatz erkenntnistheoretisch gesehen zu leisten? Monographien dürfen in ihrem Erkenntnisgehalt nicht als gering eingeschätzt werden, denn sie können sich unter Umständen für die Hypothesengewinnung als sehr fruchtbar erweisen. Die Geschichte der Wissenschaft, auch der Sozialwissenschaft, zeigt denn auch, dass wichtige Entdeckungen häufig gerade an Einzelfällen gewonnen worden sind. Auch Gruner hat es verstanden, am Fall des schweizerischen Parteiensystems manche intere-

sante Hypothese zu gewinnen. Originell ist beispielsweise die Hypothese über die Entstehung einer extremen Klassenkampfideologie. Gruner stützt sich auf die Verhältnisse zu Beginn dieses Jahrhunderts, wenn er schreibt: «Das überbetonte Klassendenken der Sozialdemokratie erklärt sich als Prozess gestörter oder mangelhafter politischer und sozialer Integration in die bestehende Gesellschaft und in den Staat... Die Folge ist eine Art negativer Integration, die Flucht in das halb aufgezwungene, halb gewollte Getto der Klasse und ihrer politischen Organisationsform, der klassenkämpferischen Partei... Die Klassenpartei wird mithin für den sozialdemokratisch organisierten Arbeiter zur eigentlichen politischen und sozialen Eratzheimat und verdrängt dadurch den Staat, das Vaterland» (S.134).

Diese und andere Hypothesen Gruners klingen durchaus plausibel. Es ist nun aber zu fragen, welche Relevanz für die Wahrheitsfindung dem Plausibilitätskriterium zukommt. *Hans Albert* hat im Anschluss an *Karl Popper* nachgewiesen, dass Plausibilität für die Erklärungen weder notwendig noch hinreichend ist². Große wissenschaftliche Entdeckungen erschienen den Zeitgenossen häufig gerade als unplausibel, weil sie ausserhalb des gewohnten Vorstellungshorizontes lagen. Nach der Wissenschaftsauffassung, der wir uns verpflichtet fühlen, kann der Wahrheitsgehalt einer Hypothese nur dadurch erhöht werden, dass ernsthafte Versuche unternommen werden, sie an weiteren Fällen zu «falsifizieren», das heisst zu widerlegen. Damit ist auch gesagt, dass eine Hypothese wohl endgültig falsifiziert, aber nie endgültig verifiziert werden kann, weil nämlich das spätere Auftreten von konträren Fällen nie auszuschliessen ist.

Unsere Kritik an Gruner geht nun nicht etwa dahin, er hätte die am Fall des schweizerischen Parteiensystems gewonnenen Hypothesen noch an anderen Parteiensystemen überprüfen sollen, um damit den Wahrheitsgehalt der Hypothesen zu erhöhen. Denn die von Gruner für die Beschreibung des schweizerischen Parteiens-

systems geleistete Arbeit ist bereits derart gross, dass man ihm kaum zumuten könnte, innerhalb der gleichen Untersuchung auch noch ausländische Parteiensysteme zu beschreiben. Es gibt aber in der Politischen Wissenschaft eine internationale Arbeitsteilung. Die Literatur ist reich an Hypothesen, die aufgrund von Untersuchungen anderer Parteiensysteme gewonnen worden sind. Gruner hätte unseres Erachtens noch mehr zum wissenschaftlichen Fortschritt beitragen können, wenn er es unternommen hätte, einige dieser Hypothesen für den schweizerischen Fall zu überprüfen. Daneben wäre es ihm selbstverständlich unbenommen gewesen, ausgehend vom schweizerischen Fall, die internationale Diskussion auch mit neuen Hypothesen zu befürchten.

Bei dieser Kritik geht es nicht etwa darum, einen ahistorischen gegenüber einem historischen Standpunkt auszuspielen. Zum einen verwendet ja Gruner bei seinen Erklärungen neben historischen auch strukturelle Variablen. Zum anderen aber, und in diesem Zusammenhang wichtiger, ist darauf hinzuweisen, dass bei der Theoriebildung in der Politischen Wissenschaft immer stärker auch historische Variablen berücksichtigt werden. Als Beispiel sei eine Arbeit von *Stein Rokkan* genannt, in der dieser die heutigen Parteiensysteme unter anderem mit der Art und Weise in Zusammenhang bringt, in der die betreffenden politischen Systeme historisch gesehen die folgenden vier Entscheide gefasst haben: 1. Schutz der Rechte der Opposition; 2. Ausdehnung des Wahlrechtes; 3. Herabsetzung der Schranken einer gleichen Repräsentation; 4. Eintritt in die Exekutive³.

Die vermehrte historische Ausrichtung der neueren Theoriebildung in der Politischen Wissenschaft zeigt sich auch etwa in der Arbeitsgruppe für «Comparative Politics» der Internationalen Vereinigung für Politische Wissenschaft, denn in dieser Gruppe arbeiten in zunehmendem Mass auch Historiker mit⁴.

Unsere Kritik am Erklärungsansatz Gruners lässt sich auch nicht etwa auf einen

Gegensatz zwischen einer quantitativen und einer qualitativen Methode reduzieren. Gruner versucht selber, gewisse Variablen zu quantifizieren, indem er beispielsweise eine zahlenmässige Aufgliederung nach konsequenten Nichtwählern, regelmässigen Wählern und Gelegenheitswählern vornimmt. Auf der anderen Seite werden in der neueren Theorienbildung auch Variablen verwendet, die jedenfalls in einem traditionellen Sinn nicht quantifizierbar sind.

Es geht also nicht darum, einem historischen und qualitativen Erklärungsansatz einen ahistorischen und quantitativen Ansatz gegenüberzustellen. Unser Argument besteht vielmehr darin, dass Monographien nicht nur dazu benutzt werden sollten, neue Hypothesen zu entwickeln, sondern auch dazu, bestehende Hypothesen zu überprüfen. Nur wenn Hypothesen in dieser Art Gelegenheit erhalten, sich dem Risiko eines Scheiterns auszusetzen, erhalten wir allmählich Hypothesen mit einem erhöhten Wahrheitsgehalt. Es ist dabei eine sekundäre Frage, die im Einzelfall zu entscheiden ist, ob Hypothesen mehr historische oder strukturelle, mehr quantitative oder qualitative Variablen enthalten sollen.

Gruner scheint übrigens der hier vertretenen Wissenschaftsauffassung nicht ganz abgeneigt zu sein, denn bei der Diskussion der Beziehungen zwischen Parteien und Verbänden beispielsweise geht er bei folgendem Passus in dem von uns postulierten Sinn von Hypothesen aus, die an anderen Fällen gewonnen wurden: «Ein Zweiparteiensystem mit einer Parteidisziplin wie in Grossbritannien legt den Parteien eine enge kollektive Verbindung mit den Verbänden nahe... Das amerikanische Zweiparteiensystem mit schwacher Parteidisziplin fördert dagegen eine diffuse Interessenwahrnehmung durch eine Unzahl von ‹Lobbies› mit gezielter Bearbeitung einzelner Parlamentarier. Das in der Schweiz herrschende Vielparteiensystem macht einen Mittelweg empfehlenswert» (S.176). Wir wollen jetzt nicht im einzelnen auf den Inhalt dieser Hypothese eingehen, sondern bloss generell feststellen,

dass wir es als fruchtbar betrachtet hätten, wenn sich Gruner nicht blass gelegentlich am Rand, sondern als Kernstück seiner Arbeit mit der internationalen Theoriediskussion auseinandergesetzt hätte. Das schweizerische Beispiel wäre vermutlich geeignet gewesen, manche der in der Literatur gängigen Hypothesen zu falsifizieren.

Die geringe theoretische Ausrichtung zeigt sich auch darin, dass Gruner nirgends explizit macht, welchen Bezugsrahmen er verwendet, um das Parteiensystem der Schweiz zu beschreiben. Dass eine Beschreibung ohne Filtrierung durch einen Bezugsrahmen unmöglich ist, dürfte nach den vielen Untersuchungen der Erkenntnistheorie niemand mehr ernsthaft bezweifeln. Die Zeiten sind wohl endgültig vorbei, da man glaubte, es genüge, bloss alle Details zu erfassen, damit eine vollständige und objektive Beschreibung zustande komme. Es ist offensichtlich geworden, dass das Ergebnis der Beschreibung vom verwendeten Bezugsrahmen abhängt. Wissenschaftliche Tätigkeit kann somit nie in einem strengen Sinn wertfrei sein, denn die Auswahl des Bezugsrahmens ist immer eine Wertentscheidung. Die Frage ist bloss, in welchem Mass der verwendete Bezugsrahmen explizit und damit der Kritik zugänglich gemacht wird.

Am Rand erwähnt Gruner je einmal *Gabriel Almond* und *Karl W. Deutsch*, zwei Politologen, die sich in den letzten Jahren intensiv in die internationale, breit geführte Bezugsrahmdiskussion eingeschaltet haben. Bei Gruner fehlt indessen eine Auseinandersetzung mit dieser Diskussion. Er verwendet im wesentlichen einen Bezugsrahmen, den er der Alltagssprache entnommen hat. Dieser Bezugsrahmen enthält viele organizistische und mechanistische Begriffe. So spricht Gruner von der «Jugendzeit der Parteien» (S.12), der «Verankerung der Parteien in bestimmten sozialen Gruppen» (S.13), von einem «Verdorungsprozess» der Parteien (S.179).

Wegen der geringen theoretischen Ausrichtung ergeben sich für Gruner auch Schwierigkeiten, für das Problem der Werungen eine adäquate Lösung zu finden.

Wir haben bereits erwähnt, dass keine wissenschaftliche Tätigkeit in ihren Voraussetzungen wertfrei sein kann: So stellen die Auswahl des Untersuchungsgegenstandes, der Untersuchungsmethoden und des Bezugsrahmens stets Wertentscheidungen dar. Diese gilt es denn auch dauernd zu reflektieren und immer wieder in Frage zu stellen.

Logisch unabhängig von der Frage, ob Wissenschaft in ihrer Voraussetzung wertgebunden sei, ist die Frage, ob Wertungen auch zum Inhalt wissenschaftlicher Aussagen gemacht werden sollen. Gruner scheint diese zweite Frage zu bejahen, denn er bezeichnet eine grosse Zahl von Erscheinungen des schweizerischen Parteiensystems als «erfreulich» bzw. als «unerfreulich». Es ist natürlich eine terminologische Frage, ob man solche normative Aussagen als wissenschaftlich bezeichnen will. Wir für unseren Teil möchten den Begriff der Wissenschaft auf Aussagesysteme beschränken, die die Fakten ihres Objektbereiches beschreiben, erklären und voraussagen. Dabei räumen wir durchaus ein, dass ein Wissenschaftler die Möglichkeit, gelegentlich vielleicht sogar die Pflicht hat, in der Öffentlichkeit wertend Stellung zu nehmen. Er sollte aber unseres Erachtens stets betonen, dass seine Wertungen nicht Bestandteil von wissenschaftlichen Aussagen sind, sondern wie bei jedem anderen Menschen einer subjektiven Weltanschauung entspringen. Wenn Wertungen als Inhalt wissenschaftlicher Aussagen hingestellt werden, entsteht die Gefahr, dass die Wissenschaft auch die kritische Funktion verliert, die sich auf wertfreie Aussagesysteme stützt. Dass eine so ausgerichtete kritische Funktion grundsätzlich möglich wäre, hat neulich *Hans Albert* nachgewiesen⁵. Er sieht diese Funktion darin, dass aufgrund realwissenschaftlicher Aussagesysteme Wertorientierungen auf Widersprüche untersucht werden. Albert weiss allerdings, dass Wertorientierungen derart dogmatisiert werden können, dass sie gegenüber der Aufdeckung solcher Widersprüche immunisiert sind. Er hofft aber, «neue Ideen und neue Erfahrungen könn[t]en uns dazu

bringen, unser kognitives System in irgend-einer Weise umzustrukturieren und auf diesem Wege auch dazu, unser Wertesystem zu ändern».⁶

Um in der von Albert postulierten Art Wertorientierungen auf Widersprüche zu untersuchen, benötigt die Politische Wissenschaft Theorien, die sich bei möglichst vielen Falsifizierungsversuchen bewährt haben. Das ist für uns das stärkste Argument, dass sich die Politische Wissenschaft nicht damit zufrieden geben darf, aufgrund von Einzelfällen Ad-hoc-Hypothesen aufzustellen.

Die hier rezensierte Arbeit von Gruner ist gemessen am jetzigen Stand der Politischen Wissenschaft in der Schweiz zweifellos eine Spitztleistung. Die paar kritischen Bemerkungen möchten lediglich zeigen, dass Gruner sein immenses Wissen über die politischen Parteien der Schweiz noch besser auswerten könnte, wenn er sich stärker mit der internationalen Theorie-diskussion auseinandersetzen würde. Wir lassen dabei das Argument nicht gelten, das schweizerische Parteiensystem sei derart einmalig, dass sich Hypothesen, die an anderen Parteiensystemen gewonnen wurden, nicht überprüfen liessen. Wir gestehen zu, dass manche dieser Hypothesen vermutlich aufgrund des schweizerischen Falles stark modifiziert werden müssten. Darin liegt aber gerade eine Chance für den wissenschaftlichen Fortschritt, denn dieser wird häufig durch das Auftreten von konträren Fällen am meisten gefördert. Diese Auffassung vertritt neuerdings mit grossem Nachdruck beispielsweise auch *Arend Lijphart*: «Deviant case studies are of great theoretical value if their aim is to uncover relevant additional variables that were not considered previously . . . In this way, deviant case studies can greatly strengthen general propositions by modifying them⁷..»

Jürg Steiner

¹ Erich Gruner, *Die Parteien in der Schweiz*, Francke-Verlag, Bern 1969. – ² Hans Albert, «Probleme der Wissenschaftslehre in der Sozialforschung», in: *Handbuch der Empirischen Sozialforschung*,

schung, herausgegeben von René König unter Mitwirkung von Heinz Maus, Bd. 1, Stuttgart 1962, S. 51. – ³ Stein Rokkan, «The Structuring of Mass Politics in the Smaller European Democracies: A Developmental Typology», in: Comparative Studies in Society and History, Bd. 10 (1968), Nr. 2. – ⁴ Round Table Conference of the International Political Science Association on Comparative Politics, Torino, Sept. 1969. Für das Verhältnis zwischen Geschichte und Politischer Wissenschaft vgl.

auch den Aufsatz des Rezessenten: «Die Bedeutung der Geschichte für die Theorienbildung in der Politischen Wissenschaft», in: Wirtschaft und Recht, 21. Jg. (1969), Heft 3. – ⁵ Hans Albert, Traktat über kritische Vernunft, Tübingen 1968. – ⁶ Ebenda, S. 78. – ⁷ Arend Lijphart, Comparative Politics and the Comparative Method, Paper Presented at the Round Table Conference on Comparative Politics of the International Political Science Association, Torino, September 1969.

Eine Stellungnahme Professor Gruners

Die Redaktion hat den Unterzeichneten gebeten, zum Artikel von Herrn Steiner kurz Stellung zu beziehen. Es handelt sich hierbei nicht eigentlich um eine Rezension, obschon sie unter dieser Flagge läuft. Es ist leider eine allgemeine Erscheinung, dass die Kunst der Rezension verloren zu gehen droht. Eine Buchbesprechung im eigentlichen Sinne des Wortes sollte den Leser vor allem darüber informieren, was er stofflich von einem Buch zu erwarten hat, welches Ziel sich der Autor setzt, ob er dieses Ziel erreicht hat und mit welchen Mitteln, und ob er schliesslich für seinen Gegenstand oder die Situation seiner Wissenschaft wesentliche Ziele vernachlässigt oder nicht bemerkt hat.

Herr Steiner würdigt nun aber das Buch fast ausschliesslich nach dem Kriterium, ob es einer bestimmten Methode verpflichtet sei, nämlich derjenigen, welche er selbst für seine Arbeiten als verbindlich betrachtet. Dieser Gesichtspunkt kann sicher bei einer Rezension auch berücksichtigt werden, aber doch wohl nur im Zusammenhang mit der vom Autor angestrebten Ziel-

setzung. Es sei denn, man wolle jeder schweizergeschichtlichen Monographie den Vorwurf machen, dass sie nicht nach den Methoden einer bestimmten Soziologenschule geschrieben worden sei.

Dass im Buch über die Schweizer Parteien übrigens gerade die von Herrn Steiner zitierten Fragenstellungen der international vergleichenden politischen Wissenschaft zur Sprache kommen, hat dieser nicht registriert (Schutz der Rechte der Opposition S. 18–24, S. 30–39 und passim; Ausdehnung des Wahlrechts und Repräsentationsfrage S. 180–195; Eintritt in die Exekutive S. 34ff., S. 65–73). Ich gebe ohne weiteres meinen «Fehler» zu, in der Alltagssprache und nicht in einem unverständlichen soziologischen Kauderwelsch geschrieben zu haben. Die Geschichte arbeitet nicht mit Hypothesen, die oft um so hochtrabender erscheinen, je weniger sie beinhalten. Sie lebt von fruchtbaren Fragen, die sie auf Schritt und Tritt stellt und dann auch beantwortet oder – je nach der Quellenlage – nicht zu beantworten vermag.

Erich Gruner

HOFFNUNG FÜR INDIEN

Wer sich über die tieferen Ursachen der kürzlichen Regierungskrise um Indira Gandhi informieren will, ist gut beraten, wenn er das Buch «Indien – Asiens gefährliche Jahre» von Giselher Wirsing zur Lektüre wählt¹. Die publizistischen Meinungen der meisten Indien-Experten lauten

entweder einseitig optimistisch, oder sie enthalten einen düsteren Unterton. Der Herausgeber der Vierteljahresschrift «Indo-Asia» und Chefredaktor der deutschen Wochenzeitung «Christ und Welt» weicht von einem extremen Urteil in der einen wie in der andern Richtung ab. Auf

zahlreichen Reisen und in intimen Gesprächen hat Wirsing mit den führenden Persönlichkeiten des Landes, wie Nehru, Schastri, Desai und Indira Gandhi, seine eigene Meinung über die politische, wirtschaftliche und kulturelle Lage des Riesenreichs gemacht. Durch ein sorgfältiges Studium aller erreichbaren Quellen ist er wie kaum ein anderer über die Verhältnisse Indiens ausgezeichnet informiert und vermittelt daher ein umfassendes Bild über die weltpolitischen, wirtschaftlichen, militärischen und gesellschaftlichen Probleme.

Die grundlegende Frage über Indiens Zukunft ist die Ernährung der rasch anwachsenden Bevölkerung. Eine Hungersnot könnte, wenn nicht heute, so doch in einem Jahrzehnt katastrophale Ausmasse annehmen. Wirsing bekennt sich zu einem gedämpften Optimismus, wenn er sich auch sehr vorsichtig äussert: «Nirgends ist auf dem asiatischen Festland der Kampf gegen Hunger, Elend und Not bereits gewonnen» (S.16). Diese Feststellung gilt besonders für Indien, dessen Bevölkerung sich innerhalb eines Jahrzehnts um rund 100 Millionen vermehrte. Als Mittel, um die Ernährung sicherzustellen, nennt der Autor die Hebung des ländlichen Bildungsniveaus, eine ausreichende künstliche Düngung und genügende Bewässerung. Er verspricht sich eine Verdoppelung, wenn nicht Verdreifachung der heute noch unglaublich niedrigen Hektarerträge. Wirsing lässt sich nicht durch äussere Anblicke des unzweifelhaft katastrophalen Elends eines grossen Teils der indischen Massen beeinflussen, sondern geht den Dingen auf den Grund. Die von Indienreisenden oft so leichtfertig gefällten Urteile über Schmutz und Armut in den städtischen Agglomerationen sind auch für ihn ernste und schwer zu lösende Probleme, aber sie genügen noch nicht für eine Schlussfolgerung, die in Zukunft einer Verbesserung der Lage jede Möglichkeit abspricht. Dank seiner nüchternen, von allzu optimistischer Ideologie befreiten Haltung verkennt der Verfasser die Schwierigkeiten im Aufbau Indiens keineswegs, obwohl er die negativen Symptome mit einer gewissen Zurückhaltung behandelt.

Es bleibt dem Leser überlassen, daraus den Schluss zu ziehen.

Auch Wirsing räumt ein, dass der technischen Möglichkeit, höhere Hektarerträge zu erzielen, objektive Schwierigkeiten entgegenstehen. Die Schäden durch Insekten, Käfer und Milliarden von Ratten sind ein düsteres Kapitel, insbesondere auch ange-sichts der unzweckmässigen Lagerung der Ernten. Die Lethargie der indischen Massen und das egozentrische Denken der vom Schicksal Bevorzugten werden vom Verfasser zwar nicht direkt unterstrichen, sind aber aus seinen Ausführungen deutlich erkennbar. Zu den negativen Einflüssen gehören auch die viel geschmähten «heiligen Kühe». Nach Wirsing müssten mindestens 70 Millionen Rinder mangels jeglicher Nutzung geschlachtet werden.

Zu einem andern Tabu des indischen Alltags, das einem verbesserten Lebens-standard entgegensteht, gehört das Kasten-wesen, dessen noch immer massgeblichen Einfluss der Verfasser unverblümt betont. Es betrifft dies insbesondere die Parias innerhalb der indischen Gesellschaft, die sogenannten «Unberührbaren».

Über die Entwicklungshilfe findet sich im Buch ein interessanter Vergleich zwischen der Hilfe des Ostens und des Westens. Während die Leistungen des Ostblocks insgesamt 13 Milliarden Rupien für den Jahresplan bis zum 31. März 1967 umfassten, betragen die Zusagen westlicher Länder 78,6 Milliarden. Allerdings fehlt bei dieser Gegenüberstellung eine Aufteilung auf die verschiedenen Sparten, und es wird auch nicht gesagt, ob es sich um rück-zahlbare Kredite in bar, Warenlieferungen oder eigentliche Entwicklungsgeschenke handelt.

Aus intimer Kenntnis berichtet uns Wirsing über die tiefgreifenden Wand-lungen, die sich in Indien seit Nehrus Tod im Jahr 1964 vollzogen haben, wie auch über die Illusionen, die sich dieser grosse Führer des indischen Volkes immer wieder in bezug auf China und Russland oder über den Kommunismus ganz allgemein machte. Geradezu spannend ist das dritte

Kapitel, das unter «Elefant und Drache» den indisch-chinesischen Krieg beschreibt.

Die Vorstellung vieler oberflächlicher Beurteiler des indischen Riesenreichs, das zu sehr als eine homogene Einheit betrachtet wird, werden von Wirsing durch seine profunden Kenntnisse über das Sprachenproblem richtiggestellt. Es folgen ausführliche Darstellungen über die Parteipolitik, die seit Jahren schwelende Krise in der Kongresspartei, über die politische Bedeutung, Stellung und das Denken zahlreicher führender indischer Persönlichkeiten, über die schwerwiegenden Probleme der religiösen Kluft, die die Kaschmirfrage nicht zur Ruhe bringen lässt und seinerzeit zu einem Krieg mit Pakistan geführt hat. Innenpolitisch sieht der Verfasser kaum eine kommunistische Gefahr: «Die Kommunisten wissen sehr wohl, dass sie nur eine geringe Chance besitzen, Indien in absehbaren Jahren beherrschen zu können» (S.216).

Am Schluss seines Buches stellt Wirsing eine äusserst interessante Betrachtung über die nächste Zukunft des asiatischen Kontinents an. Seiner Feststellung auf Seite 298 dürfte man vorbehaltlos zustimmen: «Man wird es in wenigen Jahrzehnten mit über einer Milliarde Chinesen und einer Milliarde Inder zu tun haben. Über grosse Bevölkerungszahlen ... sind eher eine Belastung als ein absoluter Gewinn an Macht. Sie bedeuten jedoch auch, dass sich die asiatischen Verhältnisse in

fernerer Zukunft noch weniger als heute von aussen manipulieren lassen.»

Nach und nach wird auch in Indien die alte Führerschicht, die seit der Unabhängigkeit an der Spitze des Staates steht, durch eine neue Elite ersetzt werden. Die angisierte Oberschicht aus Nehrus Epoche wird von einer stärker indisch orientierten Führung abgelöst, die weit weniger eine Synthese mit dem Westen suchen dürfte. Doch, so glaubt Wirsing, werden die grossen Einflüsse von der Technisierung her Indien daran hindern, sich zu introvertieren. Das Resultat dieser Entwicklung dürfte darin bestehen, dass auch Indien den historischen Dimensionen der Neuzeit nicht ausweichen kann, dass es aber weder zur Amerikanisierung noch zum Kommunismus geführt wird, sondern «wie auch in Japan, zu einem neuen Selbstverständnis» (S.300).

Es bleibt die Frage, die auch der Verfasser nicht beantworten kann, ob es Indien gelingen wird, die Klärung des eigenen Standorts mit den bisherigen Mitteln der Demokratie zu vollziehen, eine Frage, die zu den grossen Problemen der Weltgeschichte der Zukunft gehören dürfte.

Hans Jenny

¹ Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf/Köln, 1968.

BLICK IN WIRTSCHAFTSZEITSCHRIFTEN

Konjunkturpolitik

Konjunkturpolitische Diskussionen sind zur Zeit, und dies nicht nur in der Schweiz, «en vogue». Die entwickelten Industrieländer der freien Welt haben es noch immer nicht verstanden, eine Wirtschaftspolitik zu entwickeln und zu befolgen, die angemessene Preisstabilität bei Vollbeschäftigung gleichzeitig zu sichern vermöchte. Eine ständige leichte bis mittelschwere

Geldentwertung scheint zum wirtschaftspolitischen Schicksal unserer Zeit zu gehören. Konjunkturpolitische Auseinandersetzungen, die sich mit den konjunkturellen Wellenbewegungen verdichten und wieder abschwächen, gehören deshalb ebenfalls zu den ständigen Erscheinungen unserer Epoche.

Die Schweiz erlebt momentan wieder eine Phase gesteigerter konjunkturhistorischer Hektik; und dies nicht ganz zu

Unrecht, sind doch die Erwartungen, dass im kommenden Jahr die Geldentwertung in unserem Lande wieder eine Beschleunigung erfahren wird, weit verbreitet. Im *Mitteilungsblatt des Delegierten für Konjunkturfragen* (Nr. 3, 1969), einer höchst lesenswerten Publikation, geht Professor Hugo Allemann auf einige grundsätzliche Fragen der Konjunkturpolitik ein; dies ist deshalb sehr verdienstvoll, weil sich konjunkturpolitische Gefechte dann, wenn sich das Klima zu erhitzten beginnt, durch einen auffallenden Mangel an grundsätzlichen Einsichten auszeichnen. Allemann stützt sich dabei auf ein neues Werk von Professor Ernst Dürr («Probleme der Konjunkturpolitik»), in dem schlüssig nachgewiesen wird, dass eine Boomsituation schon deshalb unter Kontrolle gebracht werden sollte, weil sie in sich den Kern der Rezessionsgefahr birgt; Gleichgewichtspolitik präsentiert sich aus dieser Sicht zugleich als beste Krisenverhütung.

Zur Frage des Zeitpunktes der konjunkturpolitischen Einflussnahme äussert sich die Theorie sehr genau; dieser Zeitpunkt ist dann gegeben, wenn Auftragsbestände und Lieferfristen zu steigen beginnen und die Symptome auf dem Arbeitsmarkt eine Überstrapazierung der Vollbeschäftigungsthese anzeigen. In der Praxis ist es jedoch so, dass die restriktive Konjunkturpolitik erst dann aktiv wird, wenn die Preissteigerungen ein sozial nicht mehr akzeptierbares Mass angenommen haben. Dann ist aber der inflationäre Effekt in das ganze System eingedrungen, und die Konjunkturpolitik fällt ins Leere; ja sie kann, dafür gibt es mannigfache historische Beispiele, deshalb, weil zwischen Einsatz und Wirkung ein «time-lag» vorhanden ist, bereits die Phase des Abschwungs treffen und damit die rezessive Bewegung beschleunigen. Die Konjunkturpolitik hat, weil sie zu spät eingesetzt wurde, auf die falsche Scheibe geschossen. Dieser Sicht der «Dinge» ist nichts beizufügen, außer vielleicht der Wunsch, dass sie auch von der schweizerischen Wirtschaftspolitik herzigt werden sollte. Der Delegierte des Bundesrates für Konjunkturfragen hat

allen Anlass, um auf die grundsätzlichen und wissenschaftlich erhärteten konjunkturpolitischen Zusammenhänge hinzuweisen.

Wer sich noch etwas tiefer in die anspruchsvollen Spielarten der Konjunkturtheorie einarbeiten möchte, sei auf einen Aufsatz («Relative wages and the rate of inflation») von Professor Georg A. Akerlof verwiesen, der in der reputierten Zeitschrift «*The Quarterly Journal of Economics*» (Vol. 83, Nr. 3) abgedruckt ist und in dem die bekannten Modelle der kostenbeziehungsweise nachfrageinduzierten Inflation um einige Aspekte vertieft und erweitert dargestellt werden.

Die Schweiz steht, wie bereits betont, mit ihrem Konjunkturproblem nicht allein. Die USA ringen bekanntlich schon seit Monaten um die Wiederherstellung eines Gleichgewichts beziehungsweise eines «politisch tragbaren Ungleichgewichts». In den USA ist die Konjunkturpolitik nicht weniger kontrovers als in der Schweiz, weil sie natürlich auch in diesem Lande die Partialinteressen herausfordert. Allerdings können die Regierung sowie die monetären Behörden in den USA über ein respektabel ausgebautes wirtschaftspolitisches Instrumentarium verfügen. Das Diagramm der Argumentationslinien ist aber nicht weniger kompliziert. Davon berichtet der Leitartikel von Peter S. Nagan, Herausgeber der «Goldsmith-Nagan Bond and Money Market Letter» und Kolumnist der «Washington Post», in der angesehenen amerikanischen Zeitschrift «Banking» (Journal of the American Bankers Association, Nr. 4, Oktober 1969); darin zeichnet der sachkundige Autor die mannigfachen Aspekte dieses komplexen Problems mit Akribie nach.

Und endlich – was viel zu wenig bekannt ist – haben auch die kommunistischen Ostblockstaaten ihre konjunkturellen Sorgen. Zwar geben sie sich in der offiziellen Propaganda immer sehr stabilitätsicher; ja die Planwirtschaft wurde lange Zeit als den «kapitalistischen Systemen» deshalb überlegen affichiert, weil sie auf Stabilität angelegt ist. Das ist jedoch weit-

gehend eine Fiktion geblieben, wie sich in den vergangenen Jahren deutlich herausgestellt hat. Davon spricht eine Untersuchung «Entwicklungsschwankungen und Konjunkturzyklen in den Ostblockwirtschaften» von *Henryk Olsienkiewicz* («*Ost-europa*», Heft Nr. 11, November 1969). Der Autor weist nach, dass die in Osteuropa zu beobachtenden Entwicklungsschwankungen insbesondere durch die mannigfachen Reformprojekte ins Gespräch und damit ins Bewusstsein der kommunistischen Wirtschaftspolitik gekommen sind. Das kann auch nicht erstaunen, denn mit der Dezentralisation wird das starre System der orthodoxen zentralen Planwirtschaft locker, damit gleichzeitig beweglicher, aber auch labiler. Die Gleichgewichtspolitik erfährt deshalb eine Aufwertung; und es ist im Laufe der vergangenen Jahre zudem eine steigende Differenzierung in der einst sehr globalen und auch groben Wachstumstheorie und Wachstumspolitik in den osteuropäischen Ländern eingetreten. Der Autor dieses Aufsatzes weist nach, dass selbst in der Planwirtschaft sowjetischen Typs die Voraussetzungen für eine zyklische Entwicklung vorhanden sind und dass dies auch von einigen namhaften osteuropäischen Wirtschaftswissenschaftern, wie etwa den Polen Oskar Lange und Pajestka oder dem Tschechen Goldmann, schon vor Jahren mindestens teilweise zugestanden wurde.

Ein Teilaspekt der osteuropäischen Entwicklungskrise behandelt *Borys Lewytzkyj* in den «*Österreichischen Ostheften*» (Heft Nr. 6, November 1969), nämlich die Arbeitskräfteversorgung im laufenden sowjetischen Fünfjahrplan. Der Verfasser stellt damit nicht nur einen Faktor der planwirtschaftlichen Instabilität ins Licht, sondern er zeigt ausserdem auf anschauliche Weise, wie unerwartet schwierig die Verhältnisse auf dem sowjetischen Arbeitsmarkt in den letzten Jahren geworden sind. Man hat es dabei nach der Auffassung Lewytzkyjs mit den Folgen von Fehlprognosen und Fehlplanungen zu tun, andererseits aber auch mit Entwicklungsprozessen, die die veralteten und funktions-

los gewordenen planwirtschaftlichen Behörden nicht mehr integral zu lenken vermögen. Am Falle der sowjetischen Arbeitsmarktpolitik hat sich nach der Auffassung des Autors – einmal mehr – erwiesen, wie ein starrer Steuerungs- und Leistungsapparat durch Fehlentscheidungen, durch die Neigung auch, von einem Extrem ins andere zu fallen, sowie durch mangelnde Informationen von unten Schäden für die Gesellschaft erzeugt. Sie bringt es fertig, wie es einmal der hervorragende sowjetische Nationalökonom Nemtschinov ironisch formuliert hat, in den Volkswirtschaften Osteuropas Schäden anzurichten, die den grossen Krisen in den kapitalistischen Systemen durchaus ebenbürtig sind – auch hier also die Einsicht, dass Planwirtschaft nicht vor Entwicklungskrisen schützt.

Währungsprobleme

Mit der Stabilitätspolitik steht natürlich im Westen die Währungspolitik in engem Zusammenhang. Verschiedene Zeitschriften haben in den vergangenen Wochen diesem vielschichtigen Themenkreis Aufsätze gewidmet. Es wäre in diesem Zusammenhang einmal auf die geistreiche Betrachtung von *Volkmar Muthesius* zum Problem «Was heisst eigentlich Währungsdisziplin?» («*Zeitschrift für das gesamte Kreditwesen*», Heft 23, 1. Dezember 1969) hinzuweisen, in der der engagierte liberale Autor die mannigfachen Hemmungen aufzeigt, die einer wirksamen Währungsdisziplin entgegenstehen. Die Sünden, die wider den Geist der Währungsdisziplin begangen wurden, wirken sich auch gegen die Marktwirtschaft aus. Und ärgerlich, vielleicht auch etwas resignierend, stellt Muthesius am Schlusse seiner Darlegungen fest, dass Währungsdisziplin so lange ein schönes Wort bleiben muss, als sie von den die marktwirtschaftlichen Grundsätze nicht verstehenden und sie verleugnenden Politikern durchkreuzt wird.

Natürlich findet auch die D-Mark-Aufwertung in den Periodika lebhaften Widerhall. Ein Artikel, der allerdings noch

kurz vor der Aufwertung der D-Mark geschrieben wurde, verdient die Aufmerksamkeit aller Interessierten. Er stammt aus der Feder von *Othmar Emminger* und behandelt «Die Stellung der D-Mark in der Welt» («*Europa-Archiv*», Nr.19, 10.Oktober 1969). Der bekannte deutsche Währungsspezialist geht in diesem Aufsatze auf die internationale Wirkung von unterschiedlich stabilen Währungen ein – behandelt also im Kern ebenfalls das Problem der Währungsdisziplin –, wobei er bemerkt, dass grössere Wechselkursänderungen nach den Regeln des Bretton-Woods-Systems mindestens bei wichtigen Industrieländern sich als wirtschaftlich und politisch äusserst schwierig herausstellten. Es sei deshalb im Blick auf die bisherigen Erfahrungen zu untersuchen, ob die Aufgabe des internationalen Ausgleichs nicht durch eine etwas grössere Flexibilität des Wechselkurssystems erleichtert werden könnte. Man könnte sich vorstellen, so Emminger, dass einzelne Industrieländer, die in ihrer Preis- und Nachfrageentwicklung klar aus dem internationalen Rahmen fallen, im Einvernehmen mit dem Internationalen Währungsfonds durch eine in kurzen Abständen, aber im Ausmass geringen Anhebung der Wechselkursparität die erforderliche Anpassung vollziehen könnten. Aus diesen Worten spricht der Wunsch nach erhöhter Elastizität der internationalen Währungsordnung, die die aus den unterschiedlichen Inflationsraten entstehenden Spannungen mindestens mildern könnte – ein Wunsch also, dem die Be rechtigung nicht abgesprochen werden kann.

Solange diese erhöhte Flexibilität nicht gefunden wird, ist tatsächlich kaum zu sehen, wie die Spannungen in der internationalen Währungsordnung endgültig überwunden werden könnten. Diesen Aspekt hebt auch Dr. *Richenbacher*, Direktor der Dresdner Bank, hervor, und zwar in einem Artikel im «*The Banker*» (November 1969), der den Titel «Germany after the Revaluation» trägt. Und endlich geht auch *Hans-Jürgen Schmahl*, Hamburg, auf das Problem der «D-Mark-Aufwer-

tung» ein («*Wirtschaftsdienst, Hamburgisches Weltwirtschaftliches Archiv*», Nr.11, November 1969), wobei der Verfasser die mutmasslichen Wirkungsfaktoren betrachtet und aufgrund seiner Analyse keine rasche Wiederherstellung des aussenwirtschaftlichen Gleichgewichts der Bundesrepublik erwartet. In der gleichen Zeitschrift greift *Hans-Eckart Scharrer*, Hamburg («Das Währungssystem bleibt krisenanfällig»), die Idee Emmingers auf und bedauert, dass die Bundesrepublik alle Vorschläge für eine erhöhte Flexibilität der D-Mark bisher verworfen habe. Er erklärt das Zögern vor einem Abweichen vom internationalen Einheitspfad langfristig fixer Paritäten primär mit der Rücksichtnahme auf die EWG-Verpflichtungen.

Ein schweizerischer Beitrag zum internationalen Währungsproblem ist im «*Bulletin der Schweizerischen Kreditanstalt*» (Nr.2, Oktober 1969) nachzulesen, in dem *Eberhard Reinhardt*, Präsident der Generaldirektion der Schweizerischen Kreditanstalt, einen interessanten währungspolitischen Tour d'horizon versucht – interessant vor allem deshalb, weil er aus der Sicht eines prominenten schweizerischen Bankiers geschrieben ist («Europäische Währungsprobleme in schweizerischer Sicht»). Auch Reinhardt befasst sich mit den Problemen des Anpassungsmechanismus, und er stellt die Frage, weshalb die notwendigen externen und internen Anpassungsmassnahmen nicht rechtzeitig getroffen werden können, und zwar bevorstörende Krisen eintreten. Obwohl zahlreiche Massnahmen ergriffen und mannigfache Kontakte auf dem internationalen Währungsgebiet hergestellt wurden, gelang es doch nicht, alle Störungen zu eliminieren. Reinhardt führt dies neben anderen Faktoren insbesondere auf die Politik zurück, sind doch stabile innenpolitische Verhältnisse als eine unabdingbare Voraussetzung für das Vertrauen in eine Währung zu betrachten. Besondere politische Probleme schafft zudem der Gold-Devisen-Standard, bei dem der Zahlungsbilanzausgleich nicht mehr automatisch erfolgt. Der Verfasser kommt zum Schluss, dass

Währungskrisen in einer pluralistischen Gesellschaftsordnung und in Zeiten politischer Spannungen kaum zu vermeiden sind. Aber diese Erscheinungen brauchen uns, so Reinhardt, nicht sehr zu beunruhigen, da die Währungsfeuerwehr heute sehr gut gerüstet ist.

Osteuropa

Seit dem tragischen Ende der tschechoslowakischen Reformbewegung haben ökonomische Fragen der osteuropäischen Planwirtschaften im Westen zunehmendes Interesse gefunden. Es geht dabei nicht nur um nationale, sondern vielfach auch um internationale Fragen, die sich natürlich vor allem an der osteuropäischen Integrationsvariante, dem «Comecon», kristallisieren. In der «*Osteuropäischen Rundschau*» (Nr. 9, September 1969) geht ein Artikel von *Stanley Zemelka* auf die im Comecon erkennbaren Spezialisierungstendenzen ein. Es ist nicht ganz leicht, die Integrationsentwicklung in diesem Raum genau zu verfolgen, weil die osteuropäische Informationspolitik sehr rudimentär und lückenhaft ist. Deshalb sind zusammenfassende Darstellungen von Spezialisten immer sehr willkommen. Die Frage der Spezialisierung, das heißt der wirtschaftlichen Arbeitsteilung im «Comecon»-Raum, steht schon lange auf der Traktandenliste. Sie bietet aber in der Behandlung deshalb Schwierigkeiten, weil sich hier nationale mit internationalen Problemen aufs engste mischen und die industrielle Arbeitsteilung selbstverständlich auch Entwicklungsfragen von schwerwiegender Bedeutung aufwirft. Das hat, wie auch aus dem Aufsatz Zemelkas hervorgeht, zu einer nur sehr langsam tatsächlichen Integration, die eigentlich erst in Ansätzen vorhanden ist, geführt – und dies, obwohl das Comecon nun über zwei Jahrzehnte alt ist. Dazu kommt, dass diese Diskussion mit grundsätzlichen Richtungskämpfen, etwa über die aussenhandelspolitischen Konzeptionen, belastet ist. Die eine Richtung misstraut einem Abbau

des bisherigen Bilateralismus, weil er zur zentralen Planung konform ist; die andere Richtung möchte sich vom Bilateralismus und auch von der einstigen Autarkietheorie, die lange als oberstes aussenhandelspolitisches Prinzip akzeptiert war, abwenden. Solange aber kein Einvernehmen in solchen grundsätzlichen Fragen besteht, wird es auch kaum möglich sein, eine sehr weitgehende Arbeitsteilung im Comecon zu verwirklichen, dies auch deshalb, weil sich einige Länder, so vor allem Rumänien, dagegen zur Wehr setzen, über die Zustimmung zu einer solchen Arbeitsteilung in eine zu grosse wirtschaftliche Abhängigkeit von der Sowjetunion zu gelangen. Dies geht auch aus einem in «*East Europe*» (Oktober 1969, Nr. 10) veröffentlichten Artikel der ungarischen Parteizeitung «*Nepszabadság*» hervor.

Die Selbständigkeitssregungen der osteuropäischen Länder sind nicht allein im Aussenhandel zu erkennen, sondern ebenso auch in der Reformpolitik, und zwar trotz des gescheiterten tschechischen Experimentes. Ungarn ist momentan bestrebt, eine subtil durchgeführte Reform in die Tat umzusetzen, die in mancher Beziehung die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit verdient, weil sie in ihrer geplanten Spannweite der tschechischen Reform in nichts nachsteht. In der neuesten Ausgabe des «*The New Hungarian Quarterly*» (Nr. 36, 1969), zeichnet *Egon Kemenes* unter dem Titel «The Enterprise and the National Economy» die Stellung des Unternehmens in der reformierten Wirtschaftsordnung. Dieser Aufsatz ist zwar noch immer mit einigen sozialistischen Platoniken belastet, so, wenn etwa von der «Anarchie des kapitalistischen Marktes» gesprochen wird; er bringt im ganzen aber doch einen bemerkenswerten Wandel in der Denkweise zum Ausdruck, indem das Unternehmen nicht mehr als reines Exekutivorgan einer Zentrale aufgefasst, sondern als relativ freie ökonomische Einheit verstanden wird. Das Unternehmen muss wieder die Möglichkeit haben, sich autonom an die Marktveränderungen anzupassen; und wenn mit der Wiederher-

stellung der einzelbetrieblichen Autonomie ernst gemacht wird, so muss dem Unternehmen wieder jene Entscheidungsfreiheit zurückgegeben werden, die es in die Lage versetzt, sich unabhängig vom zentralen Plan, der in Ungarn in Zukunft mehr und mehr in einen reinen Indikativplan

umgewandelt werden soll, zu bewegen. Ungarn versucht zur Zeit, die Fesseln der orthodoxen zentralen Planung zu sprengen und in ein flexibleres System überzugehen. Ob ihm dies gelingen wird, muss die Zukunft zeigen.

Oeconomicus

HINWEISE

Sozialwissenschaften und Geschichte

Schon seit einiger Zeit befinden sich die Sozialwissenschaften im Umbruch: Von einer mehr deduktiv und intuitiv verfahrenden Denkweise ausgehend, suchen sie einen Weg zu empirisch strenger, methodisch kontrollierter Aussage. Dieser Wandel hat bisher das Gebiet der «Internationalen Beziehungen» nur wenig berührt, da hier exakte «Daten» nicht ohne weiteres zur Hand sind. Das bisher Erreichte findet sich nun zusammen mit einer methodologischen Grundlegung dieses «approach» in dem von David Singer herausgegebenen Sammelband *Quantitative International Politics: Insights and Evidence* (The Free Press, New York/Collier-Maxmillan, London) zusammengetragen. Natürlich sind, da diese neuen Forschungsverfahren erst seit wenigen Jahren angewendet werden, die bis jetzt erarbeiteten Resultate verhältnismässig bescheiden. Aber sie vermögen schon heute eine Reihe bisher als weiter kaum diskutierbare Gegebenheiten betrachtete Annahmen zu widerlegen und neue Feststellungen zu liefern. Ein Beispiel dafür bildet etwa der in diesem Band abgedruckte Aufsatz von Rudolph Rummel über die Zusammenhänge zwischen der Neigung zu aussenpolitischen Konflikten und bestimmten innenpolitischen Charakteristiken. Rummel konnte nachweisen, dass weder innenpolitische Unstabilität noch totalitäre Strukturen noch wirtschaftliche Unterentwicklung einen Einfluss auf die «Streitsüchtigkeit» eines Landes ausüben.

*

Das Jahr 1925 war ein Wendepunkt in der Psychologie und der Sozialforschung: Damals erschien John B. Watsons «Behaviorism». Auf dieses Buch bezieht sich seither fast alles Forschen auf diesem Gebiet – sei es in polemischer Absicht, sei es, um den damit gegebenen Ansatz weiterzuentwickeln. Auch wenn heute die Verhaltensforschung schon weit über die von Watson gewonnenen Theorien hinaus fortgeschritten ist, lohnt es sich darum immer noch, dieses Werk zu lesen. Dies hat dem deutschen Leser nun der Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln-Berlin, ermöglicht, indem er es ihm in seiner «Studien-Bibliothek» in deutscher Übersetzung zugänglich macht.

*

Karl W. Deutsch, einer der prominentesten amerikanischen Politologen, hat unter dem Titel «The Analysis of International Relations» (Prentice Hall, Englewood Cliffs, N. J.) eine Einführung in die Wissenschaft von den Internationalen Beziehungen veröffentlicht, von der man nur hoffen kann, dass sie, wie bereits andere Werke dieses Autors, möglichst bald auch in deutscher Übersetzung erscheint. Diese Einführung ist – wie die meisten Arbeiten Deutsches – grundsätzlich der systemtheoretischen Betrachtungsweise verpflichtet, jedoch offen nach allen Seiten. So erfährt der Leser hier auch das Wichtigste über die

Gruppentheorie, politische Entscheidungsprozesse, Spieltheorie und Integrationstheorie. Man darf ohne Zögern sagen, dass dieses kleine Buch den gegenwärtigen Stand der Disziplin am besten und am umsichtigsten wiedergibt.

*

Das Problem der Koexistenz von Mächten verschiedener ideologischer Orientierung ist nicht neu. Als ein möglicher Weg zu seiner Lösung wird heute oft das einseitige Entgegenkommen mit dem Ziel, bei der andern Seite ein Vertrauensklima zu schaffen, genannt; es gibt heute insbesondere in Amerika eine ganze Schule, die «gradualists», die diese These vertritt. Was es damit auf sich hat, untersucht man am besten anhand historischer Fälle: Da erweist sich *Peter Lundgreens* Studie «Die englische Appeasement-Politik bis zum Münchener Abkommen» (Studien zur europäischen Geschichte, Band 7, Colloquium Verlag, Berlin) als äusserst nützlich. Diese Arbeit will nicht eine Theorie über die Möglichkeiten des Appeasement aufbauen; wohl aber vermag sie als sorgfältige «Case-Study» dem Leser die Grundlage zu einem eigenen Urteil zu bieten.

*

In der Reihe «Zur Politik und Zeitgeschichte» des Colloquium Verlags, Berlin, ist als neuestes Heft Nr. 31/32 eine politische Länderkunde über «Lateinamerika» erschienen. Man ist bei der Lektüre dieses Bändchens völlig verblüfft durch die enorme Fülle präziser und signifikanter Detailinformationen, die die beiden Verfasser, *Gerhard Maurer* und *Peter Molt*, hier zusammenzustellen verstanden. Unter den verschiedenen bis heute vorliegenden Einführungen in die Probleme Lateinamerikas dürfte dies nicht nur die kürzeste, sondern auch die beste sein.

*

Eine ursprünglich als Dissertation bei Olivier Long am Genfer Institut universitaire de hautes études internationales entstandene Arbeit von *Paul Veyrassat* ist jetzt von der Edition de la Baconnière, Neuenburg, als Buch verlegt worden: «La Suisse et la création de l'AELE – une page d'intégration européenne». Darin schildert der Verfasser ausführlich den Weg der Schweiz in der Völkergemeinschaft seit 1948, ihr Verhalten gegenüber den verschiedenen Integrationsversuchen und die Motive und Schritte, die dann zum Beitritt der Schweiz zur EFTA führten. Veyrassats Arbeit stellt für den von ihm behandelten Zeitabschnitt eine eigentliche Geschichte der schweizerischen Aussenpolitik dar, die ja weitgehend eine Geschichte der Handelspolitik ist.

*

Ein vorbildliches «textbook» über die Geschichte der Nachkriegszeit legt jetzt *Steward C. Easton* vor: «World History since 1945» (Chandler Publishing Company, San Francisco; Auslieferung: Science Research Associates Inc., Chicago). In diesem voluminösen, über 1000 Seiten umfassenden Werk wird dem jungen Studenten eine bisher unerreichte Fülle von Fakten geboten. Der Text ist in angenehmem Erzählerton geschrieben und in geschickter Weise gegliedert, so dass der Leser sich anhand der alle 2 bis 3 Seiten eingeschalteten Untertitel orientieren kann und stets die Übersicht behält. Auf eine Beurteilung der dargestellten Tatsachen wird fast vollständig verzichtet – dies ist offenbar die Aufgabe des akademischen Gesprächs, in dem an die Lektüre von Abschnitten dieses Buches angeknüpft werden kann. Stofflich liegt der Akzent verständlicherweise auf der Politik der Vereinigten Staaten und der mit ihnen in enger Beziehung stehenden Länder. Die Abschnitte über andere Länder – so das Kapitel über die Schweiz – sind leider manchmal etwas ungenau.

SCHWEIZER AUTOREN

Ein Mordfall und seine literarische Interpretation

Der Fall Koella hat seinerzeit nicht nur Schlagzeilen gemacht, sondern offenbar auch die Phantasie der Schriftsteller beschäftigt. Ein Halbwüchsiger ermordet ein junges Mädchen; die Leiche wird nie gefunden, man ist auf die Aussagen des Jungen angewiesen: das ist ein Kriminalfall mit weitem Hintergrund und reichen Deutungsmöglichkeiten, an dem sich letztlich die sexuellen Nöte, Perversionen und Frustrationen der ganzen Gesellschaft exemplifizieren lassen.

Der junge Berner Guido Bachmann hat den Stoff in einer sogenannten «Kriminalnouvelle» behandelt (die offensichtlich rasch und mehr als Fingerübung geschrieben wurde, wobei der Prozess des Erzählers ostentativ, aber nicht überzeugend an die Erzählung angeklebt ist)¹. Er dreht den Mordfall ins Homoeerotische (das Mädchen taucht wieder auf, der Junge aber tötet – aus verletzter Liebe, zerstörtem Vertrauen – seinen Freund), schildert das Ende einer Knabenliebe, bei welcher die sexuelle Komponente ins Schwärmerische gehoben ist.

Nun legt auch Walter Matthias Diggelmann seine Interpretation dieses Mordfalls vor: kein Nebenwerk, gewiss nicht als Fingerübung gedacht, ein ausgewachsener Roman². Von schwärmerischer Überhöhung ist hier nichts zu merken: die Jugend, die Diggelmann darstellt, entspricht, wenigstens äußerlich, durchaus der etwas klinisch-schehaften Vorstellung, die wir heute von ihr haben. Da wird schnoddrig umgangssprachlich dahergeredet (im Stil von: «Sie trug immer wahnsinnig lässige Minirocke»), da besteht, wenigstens dem Reden nach, Liebe aus Sex und sonst aus nichts.

Aber die Jugend steht nicht eindeutig im Zentrum dieses Romans (übrigens stellt auch Diggelmann den Mord als nicht stattgefunden dar: der Junge ist ein Opfer der Ambitionen und Frustrationen der Erwachsenen). Vielmehr dient der Kriminal-

fall als Aufhänger für alle möglichen Themen: Eheprobleme, Seitensprünge, Kindererziehung, Demonstrationen, Zeitungswesen, Politik. Erzählt wird in raschem Tempo, fast nur in Dialogen, mit szenischen Hinweisen. Das liest sich rasch, ist spannend und unterhaltend – und vielleicht doch auch ein wenig mehr.

In einer Wirrnis von sexueller Angeberei und Verhemmtheit zeichnet sich tatsächlich so etwas ab wie Liebesgeschichten (diejenige des Jungen ist da fast ohne Worte), und in einer Welt des Erfolgsstrebens fast unbemerkt etwas so Pathetisches wie die Geschichte einer Wende. Das Eindrücklichste: wie sich in dem vielen Reden, in den Worten und Gesprächen, in denen Lüge, Wahrheit und Vermutung ununterschieden nebeneinander sind, doch allmählich die richtigen Proportionen zeigen. Das ist packend und bewundernswert.

Allerdings: aus der Spannung lösen und sich selbst zu kritischer Distanz aufrufen, das darf man dabei nicht. Denn sonst wird offenbar, dass selbstkritisches Schreiben nicht Diggelmanns Sache ist (daran ändert die Tatsache nichts, dass das Buch, abgesehen vom angeklebten Happy-End, raffiniert komponiert ist). Dass die Erfahrungen, die Diggelmann hier niederschreibt, zum mindesten teilweise aus erster Hand und nicht abgelesen sind, ist sicher. Und doch wirken manche Szenen, gerade aus dem Gebiet des Zeitungswesens, second hand, vorgestellt, nicht gesehen. Nicht etwa, dass ich, im Sinne der «heilen Welt», behaupten möchte, er sehe die Dinge zu schwarz. Sie sind vielleicht nicht besser, aber anders. Etwa: dass es schlechte Jugandanwälte gibt, will ich glauben, aber ein so hoffnungslos dummer, wie ihn Diggelmann darstellt, kann wirklich nur in einem Roman vorkommen.

Das liegt nicht an der Erfahrung, das liegt am Metier, ist eine Frage der Auswahl, letztlich eben einer während des Schreibens andauernden Selbstkritik. Es ist, als ob der Autor unbesehen zu allem greife: er bringt Lebensläufe und Liebes-

affären, eine Ehegeschichte und die Geschichte einer Boulevardzeitung, er untermaut mit politischen Ereignissen, sichert ab mit populärpsychologischen und soziologischen Erklärungen.

Und man fragt sich nur, warum man trotzdem weiterliest. Vielleicht weil die Schwächen des Romans zugleich die Stärke des Schriftstellers enthalten, weil in seinen Mängeln seine Echtheit verborgen ist: hinter dem kritiklosen Schreiben steht, teilweise, der Drang, sich den ganzen Lebensballast vom Halse zu schaffen, nicht nur seine persönlichen Probleme, sondern alles: Gesehenes, Erfahrenes, Gedachtes, Gelesenes. Es ist deshalb ganz folgerichtig, wenn der Autor seinem Helden in Paris ein Mikrophon in die Hand drückt, in das er, durch die Straßen wandernd, seine Lebensbeichte spricht. Ein Brief, so sagt er, hätte schon zu viel Stil. Aber folgerichtig ist dann auch, wenn man beim Lesen und in der Beurteilung des Buches aus dem Schwanken nicht herauskommt: bald mitgerissen wird vom Lebensstrom, bald ärgerlich ist über die zu sehr auf Unterhaltung drapierte, zu rasch mit sich selbst zufriedene Erzählweise.

Zur Angst stehen

«Eine Geschichte muss auch täuschen können, stören, unterlaufen, abdecken und freistellen, ablenken, angreifen und zurückweichen», sagt die Studentin Elisabeth zu ihrem Freund, dem Lehrer. Ist das vielleicht ein Kodewort zum neuen Buch von Jörg Steiner, sein verstecktes Rezept, ein schriftstellerisches Programm in der Nuss³? Die Sätze liessen sich gewiss so deuten, liessen sich verhältnismässig leicht übertragen auf die Geschichten und umgekehrt aus ihnen herauslesen, übertragen auch auf den Bezug der Geschichten zur Wirklichkeit: nicht zufällig stehen diese Regeln zum Geschichtenerzählen in einem Kapitel, das «Eine Anleitung zum Handeln» heisst. Nur: Schlüsselworte, die verlässlich alle Türen öffnen, gibt es in diesen Geschichten keine – oder es gehören dann fast alle Sätze dazu.

Wovon handelt denn Steiners «Geschichtenbuch»? Da ist eine Frau, die ihren Sohn liebevoll-unverständlich auf den rechten Weg zu zwingen sucht, ein Mann, der zu spät merkt, dass er sich im Leben zu wenig aufgelehnt hat, ein Mädchen, das einen amerikanischen Studenten liebt und insgeheim zur Revolutionärin wird, ein anderes, das beim Fernsehen sitzt und über die Alten lacht, eine Tankstelle, die zum Landeplatz für Raumfahrzeuge werden soll, ein Telefonhörer, der einen etablierten Mann auf seine unbewältigte Vergangenheit hin abhorcht.

Tatsächlich also Geschichten, die täuschen und im Täuschen vorprellen, zurückweichen ins Stille und im Zurückweichen angreifen. Täuschend, gewissermassen eine Lesefalle, ist schon der Untertitel, der ein «Geschichtenbuch» verspricht. Das tönt freundlich und bescheiden, aber freundlich und bescheiden ist das Buch gerade nicht, und wer den Autor bei der Einfachheit seiner Syntax behaften will, sieht sich als der Genarrte. Mit Steiners Geschichtenbuch verglichen, muten Bichsels «Kindergeschichten», doch gewiss ein hintergrundiges Buch, fast schon wieder harmlos an: sie sind doppelbödig, bei Steiner aber findet sich ein Gespinst von Beziehungen, Infragestellungen, von Zwischentönen und Auslassungen – in der scheinbar holzschnittartigen Einfachheit versteckt sich eine komplizierte, nuancierte Welt.

Eine Welt! Man kann die Geschichten unabhängig voneinander lesen, und sie mögen auch in völlig anderer Reihenfolge entstanden sein, so wie sie jetzt da sind, gehören sie zusammen, ergänzen sich, machen sich gegenseitig fragwürdig, kurz, es sind Stücke einer unsicheren, fragwürdigen Welt, in welcher der Leser sich zurechtfinden muss. Das Buch fängt irgendwo an («Meine Mutter zum Beispiel hat ein Tagebuch geführt») und hört irgendwo auf («... und lacht und lacht und lacht»). Es ist voll von tröstenden, hoffnungsvollen, «positiven» Sätzen, von Sätzen der Lebensklugheit und Lebensfreude («Meine Mutter war immer die Klassen-

erste», «Was der Mensch vernünftig will, das kann er», «Denken Sie an eine Rast auf dem Gipfel, Sie als ein Aktivmitglied des Alpenclubs») – und es ist voll von Attacken auf eben diese Sätze: sie werden ad absurdum geführt und lächerlich gemacht durch die Geschichten selbst.

Da wird etwa einer, der als Junge eine schöne Schrift, schöne Geschichten, schöne Gedichte schrieb, zu einem Lehrer, der grässliches Zeug schreibt, zu einem Brandstifter auch, vermutlich, und zu einem Versicherungsagenten. Brandstiften – Versichern: ein eigenartiges Paradoxon. Brandstiften: wäre das ein hilfloses Sich-Auflehnen gegen das Bestehende, gegen den sanften und den gewaltsamen Zwang, in blinder Aggression, soll damit die eigene Angst durch Zerstörung betäubt werden? Und versichern hiesse dann: beruhigen, abschwächen, verdecken, die Angst der andern wecken, ausnützen und betäuben zugleich? Das Wort Angst freilich wird in diesem Zusammenhang kaum gebraucht; es ist nur als Hohlform vorhanden. Aber da ist die Geschichte des amerikanischen Gaststudenten, der, zur Enttäuschung der Schweizer, kein Neger ist, sondern ein gewöhnlicher Weisser: zum Militärdienst eingezogen, wird er zum Deserteur, und er nun sagt es, deutlich, unverschleiert:

«Ich habe Angst. Ich lache, weil ich Angst habe.

Ein Deserteur verliert seine Stimme. Wer für ihn reden will, muss auch seine Angst übernehmen. Wie kommt es, dass die Geschichtsbücher die Angst nicht erwähnen?

Warum gelten Deserteure als Feiglinge?

Ich bin in dieser Geschichte ein Feigling.

Ich gebe zu.

Ich stehe dazu.

Ich liege auf einer Pritsche im Baum-pflanzerlager; ich bin ein Soldat, ein Deserteur, ein Feigling.

Ich habe Angst.»

Schlüsselworte – wenn wir sie immer noch suchen: hier sind sie. Diese Sätze führen uns hinter die Formeln der Lebens-bejahung, hinter die Aggression des

Brandstiftens, hinter die Tröstungsver-suche der Versicherung und des Fernse-hens. Hier, wenn irgendwo, vernehmen wir die Stimme der Wahrheit: sie gehört dem, der die Stimme verliert, der aus eigenem Entschluss so ausgestossen wird wie der Neger um seiner Hautfarbe willen.

Die Geschichte des amerikanischen Soldaten – die Geschichte einer Liebe und einer Flucht – ist vielleicht die schönste Geschichte des Buches, und sie hat ihm nicht zufällig den Namen gegeben. Auf das Leben in der Schweiz beschränkt sich das Buch also nicht: Biel ist sein Schau-platz, aber es gibt Geschichten, die gewis-sermassen quer dazu stehen und doch dazugehören, die ausbrechen, zurück in die Weltgeschichte beispielsweise (eine Napoleon-Episode) oder gar in den Weltraum hinaus. Biel ist zwar da – unverkennbar, aber es ist gewissmassen ein Ort ohne Grenzen, ein Punkt, an dem die Ströme der Zeit sich treffen, es ist überall und alles ist darin. «Hiroshima ist ein Dorf in der Schweiz», dieser Satz aus einem früheren Gedicht Steiners gilt auch hier, aber ohne dass es ausdrücklich formuliert wäre. Das Aussparen, Nichtsagen, Andeuten be-stimmt hier wie früher, ja noch mehr als früher den Stil Steiners: er schreibt ein aktuelles Buch, ohne die Begriffe, mit de-nen wir zu arbeiten gewöhnt sind, auch nur zu erwähnen. Es gelingt ihm, von einem amerikanischen Deserteur zu sprechen, ohne den Namen Vietnam überhaupt zu brauchen – und er spricht doch, jenseits der gängigen Schlagworte, nur desto eindring-licher davon.

Müsste man vielleicht sagen, dies sei das eindrücklichste Buch dieses Winters und das reifste des Autors? Besser, wir verzichten auf die Phrasen der Marktwer-bung und stellen, schlicht und in wörtli-chem Sinne, fest: es lässt uns nicht mehr los.

Elsbeth Pulver

¹ Guido Bachmann, *Die Klarinette*, eine Krimi-nalnovelle. Lukianos-Verlag, Bern 1969. – ² Walter Matthias Diggelmann, *Die Vergnügungsfahrt*, Ro-man. S.-Fischer-Verlag, Frankfurt 1969. – ³ Jörg Steiner, *Auf dem Berg Sinai sitzt der Schneider Kikrikri*, ein Geschichtenbuch. Luchterhand-Verlag, Neuwied und Berlin 1969.

ERINNERUNGEN EINES VERLEGERS

Zu den Memoiren von Friedrich Witz

Es ist schon schwierig genug, Lebenserinnerungen zu Lebzeiten zu veröffentlichen und bei der ganzen Wahrheit zu bleiben. Zuflucht zur vielsagenden Andeutung und selbst zur Aussageverweigerung ist kaum zu vermeiden. Ein so liebenswürdiger, gewinnender und hilfsbereiter Mensch wie Friedrich Witz, der jetzt seine Erinnerungen eines Verlegers unter dem merkwürdigen Titel «*Ich wurde gelebt*» als Buch vorlegt, kann davon nicht einfach ausgenommen werden, obwohl gerade Offenheit eine der bewundernswürdigsten Eigenschaften des Autors ist¹. Nicht nur die Stellen, die sein Ausscheiden aus dem Artemis-Verlag betreffen, seiner Gründung und seinem stolzesten Werk, lassen die Klippen sichtbar werden, die das Unternehmen Memoiren bei Lebzeiten bedrohen.

Aber geradezu unmöglich will mir scheinen, Lebenserinnerungen eines noch lebenden Autors zu rezensieren. Denn was bespricht man da? Bespricht man ein literarisches Werk, also Sprache und Form? Oder bespricht man, als ob es bloss Sprache und Form wäre, ein ganzes Leben: Hoffnungen, Träume, Enttäuschungen, Zweifel, Fehlschläge und Erfolge? Das eine verbietet sich, weil Memoiren mehr sind als eine Geschichte unter anderen. Das andere verbietet sich, weil das gelebte Leben haushoch über allem literarischen Lob oder Tadel steht.

Gut wäre es, man fände selber einen Trick, wie ihn der listenreiche Autor dieses Buches gefunden hat. Er zeichnet – ein sokratisches Verfahren – einen Dialog auf. Er gibt das Frage- und Antwort-Spiel zwischen zwei ungleichen Partnern, die man sich als die zwei Seelen in seiner Brust denken mag, als den Autor und sein «alter ego», Friedrich und Eduard, was zusammen den ganzen Friedrich Eduard Witz ergibt, wie er im Taufschein registriert ist. Wäre da also ein Ansatzpunkt? Sollen wir den Dialog mit berühmten Mustern der

Gattung vergleichen und damit der Rezessentenpflicht in gelehrt Betrachtungen ausweichen? Das brächte uns in ein Fahrwasser, das zu meiden ist. Gelebtes Leben, über das ein lebender Autor Rechenschaft ablegt, ist nicht bei den abgeschlossenen Autobiographien einzuordnen. Es kann einem unmittelbar begegnen, etwa als Stimme alle paar Wochen am Radio, wo Friedrich Witz Auskunft über das gibt, was ihn bewegt – oder gar in Fleisch und Blut bei einem guten Glase, wo er, jugendlich und neubegierig, über Neuigkeiten im literarischen Geschehen Meinungen austauscht, ein erfahrener Mann, der durchaus nicht auf seinen Erfahrungen und Erinnerungen ausruht, sondern aktiver und sprühender oft als wir jüngeren darauf brennt, einzugreifen, das nächste zu tun und anzufangen, woran noch keiner gedacht zu haben scheint.

Diese ungebrochene Unternehmungslust ist es auch, die den Titel des Buches, «*Ich wurde gelebt*», zuerst befremdlich erscheinen lässt. Aber da ist der Name Sokrates gefallen. Wir können in den schönen Bänden der «Bibliothek der Alten Welt», die im Artemis-Verlag erscheint, die Stellen nachlesen, an denen Sokrates auf sein Daimonion verweist, die innere Stimme, die ihn warnt und lenkt. Wenn Friedrich Witz den Titel seiner Autobiographie auf der ersten Seite erläutert und verteidigt, indem er sagt, dieser Titel sei eben erlebt, es verstecke sich dahinter Bekenntnishaftes, so zweifle ich keinen Augenblick: er spricht von seinem Daimonion. Da übrigens, auf der ersten Seite seines Erinnerungswerks, sind Friedrich und Eduard noch nicht getrennt: da spricht Friedrich Witz sozusagen als Herausgeber der beiden. Man erkennt es an den zwei Tonarten, die er anschlägt. Einerseits spielt er die ehrwürdige Unternehmung, die Memoiren wohl in jedem Fall sind, absichtlich herunter, spricht von Frag- und Antwort-Spielen, von Inter-

views und davon, dass er den Eduard früher schon zu Schreibereien als Pseudonym gebraucht habe. Und da auch wird von den beiden Freunden, die den Autor beharrlich zur Niederschrift seiner Erinnerungen gedrängt haben, als von den Opfern ihrer Vorstellungskraft gesprochen. Aber dann kommt, blitzartig, die Wendung zum schlichten Eingeständnis, zum ergriffenen Staunen eben über das Daimonion, das lebensbestimmend geworden ist. So bezaubert uns Friedrich Witz als Autor schon mit den ersten Sätzen; so stellt er sich dar und gewinnt den Leser zum Freund.

Es ist angesichts seiner verlegerischen Leistung natürlich leicht und auch ein wenig billig, an seiner Persönlichkeit nachträglich die idealen Verlegerqualitäten nachzuweisen. Aber Verleger wurde er eigentlich recht spät, und vorher war er Redaktor (am «Aargauer Tagblatt»), Kinobesitzer (in Baden), dann wieder Redaktor (an der «Zürcher Illustrierten» und am «DU», beide Male unter Arnold Kübler als Chefredaktor). In jeder dieser Stellungen bewährte sich die Witzsche Mischung aus selbtkritischer Besonnenheit und rückhaltloser Hingabe an Menschen und Umwelt. Es ist selbst in seiner Rechenschaft über erlittene Fehlschläge noch die fördernde und ermutigende Kraft des Anregers zu spüren. Die Begeisterung für die noch junge Kunst des Films führte ihn – in den zwanziger Jahren – in die Sackgasse. Das Badener Unternehmen scheiterte. Aber ob er nun davon oder von den erfolgreicheren Unternehmungen des Journalisten und Verlagsgründers erzählt, immer schreibt einer, der nicht zu staunen und zu bewundern aufgehört hat und dessen Vertrauen in die Möglichkeiten und Fähigkeiten der Künstler und Schriftsteller, denen er begegnete, ihrem Werk hilfreich und notwendig wurde. Seine fördernde und ermutigende Kraft bewährt sich aufs schönste auch in der Ehe mit Dora Wyss, die sich an seiner Seite zu einer bedeutenden Konzertsängerin entfaltete.

So sind die Erinnerungen eines Verlegers weit mehr, als der Untertitel des

Buches verspricht: sie zeugen – aus der Sicht eines innerlich beteiligten Zeitgenossen – von einem halben Jahrhundert schweizerischer Kulturgeschichte, sie enthalten eine Fülle von Begegnungen, Charakteristiken, Erkenntnissen und Erfahrungen. Es ist hier nicht möglich, auch nur im Aufriss wiederzugeben, wie das Verlagsprogramm entstand, wie es ausgebaut wurde und mächtig an Spannweite und Substanz wuchs. Von Spitteler bis zu Goethe, von dem gewaltigen Unternehmen der «Bibliothek der Alten Welt» bis zu der Reihe der «Klassiker der Kritik» reichte es, als Friedrich Witz das Steuer seinem Nachfolger übergab, und eine stolze Liste bedeutender Schweizer Autoren dieses Jahrhunderts zeugt ausserdem von der Verantwortung des rührigen Verlegers gegenüber dem Schaffen im eigenen Lande. Dass er Überlieferung nicht als Sammlung musealer Schätze versteht, bewies Friedrich Witz mit den «Schriften zur Zeit» und mit der Reihe «Lebendige Antike».

Die letzten Zeilen – Friedrich beschliesst mit ihnen den Dialog mit Eduard – kommen auf den Ausgangspunkt all der weitreichenden Unternehmungen dieses Lebens zurück. Friedrich spricht in für ihn typischer Selbstironie von seinen Charakterfehlern, zu denen er Leichtgläubigkeit, ungestümes Draufgängertum, überhöhtes Selbstvertrauen und verhängnisvolle Vorstellungskraft zählt. Die Stelle gibt uns nicht nur Gelegenheit, noch einmal über die Voraussetzungen einer verehrungswürdigen und einmaligen Lebensleistung nachzusinnen, sondern zugleich Friedrich Witz, den Schriftsteller, in seinem Element zu sehen. Sein Humor ist kritisch und selbstkritisch. Er konstatiert freimütig auch das, was er die «düsteren Kleckse auf der Palatte» seines Lebens nennt. Sein Buch ist ein beherztes Bekenntnis zu dem Glauben, «der Mensch sei doch kein so grosser Bösewicht, wie ihn Schwarzseher gelegentlich darzustellen belieben».

Anton Krättli

¹ Friedrich Witz, Ich wurde gelebt. Verlag Huber, Frauenfeld 1969.

ZU SEHR AN DIE PRAXIS FIXIERT

Kurz nach dem Erscheinen seines Romans «Die Schattengrenze» gibt *Dieter Wellershoff* einen Essayband heraus, darin er die nach und neben dem Roman entstandenen Aufsätze sammelt¹. Hier spricht der Kritiker, der sich schon vor dem Erzähler einen Namen gemacht hat; aber während in dem früheren Buch «Der Gleichgültige» einzelne Autoren betrachtet wurden, geht es hier vorwiegend um Themen. Der Autor hat seither methodisch an der Erweiterung seiner Kenntnisse aus den Grenzgebieten der Literaturkritik gearbeitet, ist bei Soziologen, Sozialpsychologen, Verhaltensforschern, Kulturkritikern, Anthropologen in die Schule gegangen. Und von dieser Vielfalt gibt der neue Band ein Zeugnis.

Er frappiert unmittelbar durch die treffsicheren Formulierungen mit ihrer eigenwilligen Konzentration, sowie auch durch erfindungsreiche Wortverbindungen. Wem käme es beispielsweise in den Sinn, von «aggressivem Schamverlust» zu sprechen, wo die Konvention doch lehrt, dass man Verluste «erleidet»? Besonders reizvoll ist auch, dass der Autor ganz verschiedene Möglichkeiten des Essays durchprobiert, die Tonskala vom fragmenthaft raschen Wurf bis zum streng gebauten Akademievortrag durchspielt.

Diesem Reichtum des Duktus entspricht auch eine Vielfalt der Themen. Sie sind zum Teil rein soziologisch, Literatur nur am Rande beziehend; oder Werkstattgespräche des Verlagsmanns – «Literatur, Markt, Kulturindustrie» – worüber der Autor natürlich gründlich informiert ist. Sie können sich aber auch mit einem einzigen Werk befassen, wie der Beitrag, der das Fonctionnement eines Trivialromans sehr unterhaltsam aufdeckt.

Hinter aller Vielfalt jedoch steht die Bemühung, vom Blick des Soziologen auf die heutige Gesellschaft her eine Poetik einzukreisen. Am genauesten spricht sich Wellershoffs Literaturauffassung wohl in dem Essay «Fiktion und Praxis» aus. Er

befasst sich mit der Grundsatzdiskussion, ob von der Literatur ein Realitätsbezug oder nur artistische Autonomie erwartet werden soll. Der Autor, der seine Meisterschaft im dialektischen Denken oft unter Beweis stellt, möchte auch diesen Gegensatz entsprechend auflösen, und zwar indem er die Literatur als eine Simulationstechnik darstellt. Vom Beispiel der Raumfahrt, deren vollkommen neuen Situationen zunächst künstlich erzeugt und fingiert durchgespielt werden, kommt er zur Literatur: «Auch sie ist ein der Lebenspraxis beigeordneter Simulationsraum, Spielfeld für ein fiktives Handeln, in dem man als Autor und als Leser die Grenzen seiner praktischen Erfahrungen und Routinen überschreitet, ohne ein wirkliches Risiko dabei einzugehen. Der Leser des Abenteuerromans lässt sich auf die waghalsigsten Unternehmungen ein, weil er weiß, dass er nicht dabei umkommen wird.»

Wir wollen den Autor nicht bei diesem Abenteuerroman behaften; er selber löst das Beispiel später in grösserer Differenzierung und Verinnerlichung auf. Immerhin bleibt es dabei: was der Buchtitel als Literatur bezeichnet, gilt ausschliesslich für den Roman. Die Kritik an Handkes Sprechstücken und an Beckers «Rändern» bildet die einzige Ausnahme. Von Lyrik ist nie die Rede. Wellershoff hat *die Literatur* im Auge, die ihrem Herkommen gemäss die direktesten Analogien zu unserem praktischen Leben aufweist und damit für seine poetologischen Erwartungen prädestiniert ist. Literatur soll Erweiterungen unseres praktischen Erfahrungsbereiches erzeugen, indem sie die gewohnten Schemata durchbricht, unsere Vorurteile angreift, Sand ins Getriebe unserer Alltagsroutine bringt. Dagegen gibt es nichts einzuwenden; die Auffassung der Kunst als Bewusstseinserweiterung und -veränderung ist heute ziemlich geläufig. Neu ist nur das Bild der Simulationstechnik. Ich fürchte, dass aber gerade diese streng auf die Praxis ausgerichtete Bezeichnung den

Widerspruch zwischen formalistischer und direkt sozial wirksamer Literatur nicht löst, sondern die Parteinahme für die letztere anmeldet und eine Formulierung dessen gibt, wie das vielbemühte Engagement der Literatur heute verstanden werden muss. Daneben und im Widerspruch dazu gibt es immer noch eine formalistische und esoterische Literatur, die nicht nur Wellershoff selber scharf ablehnt.

Um uns ein Bild zu machen, wie diese Erweiterung des Erfahrungsbereiches geschieht, finden wir in dem Aufsatz «Lesen und Schreiben» das konkreteste Beispiel. Eine Romanlektüre führt zu einer Stelle, wo eine Frau sich auf methodisch sachliche Weise vergiftet. Wellershoff ist frapiert, weil er sich das Tablettenschlucken in solcher Situation anders vorgestellt hatte – «erregter, hastiger, gewaltsamer» –; durch seine Befremdung hindurch versteht er es neu, begreift seine eigene Vorstellung als ein Vorurteil, eine schematische Annahme, die durch die Konkretheit dieses Textes aufgelöst wurde.

Das ist nur ein Modellfall, und auch hier soll der Autor nicht beim Einzelnen behaftet werden; immerhin ist zu sagen, dass diese Erfahrung auch im Kino oder vor dem Fernsehschirm hätte eingebracht werden können. Das heisst, es geht noch einmal um Inhaltliches. Sprachformen und Spracherneuerungen gehören zwar theoretisch in den Simulationsraum, werden aber nie konkret betrachtet.

Wesentlich für seine Theorie ist überhaupt, dass Wellershoff voraussetzt, dass unsere Wirklichkeit beschreibbar ist, dass es ein «richtiges Wort» gibt; und er wendet sich scharf gegen die Romantik all jener, die nicht daran glauben, dass ein unmittelbares Sprechen über unsere Realität möglich sei, zum Beispiel, weil unser Erleben stets über die Reichweite von Wörtern und Sätzen hinausgeht. Das meint beispielsweise Claude Simon, auf dessen Stilmuster Wellershoff wiederholt Bezug nimmt. Oder in anderer Hinsicht Beckett, dessen Molloy unermüdlich genau das sagen möchte, was er erlebt und dann alle-

mal erfahren muss, dass die Sache, sobald sie erzählt ist, sich verändert.

Oder Handke. Wellershoff zitiert aus einem Sprechstück eine Selbstbezeichnung der Klischeeverwendung, «Ich habe den Sünder arm genannt. Ich habe die Würde angeboren genannt etc.». Das denunziert die Formeln unseres gedankenlosen Redens und will zugleich auch Klage gegen den Umstand führen, dass unser Bewusstsein der Gefangene der entfremdeten Sprache ist. Wellershoff jedoch wittert darin auch ein heimliches Paktieren mit diesem Zustand, welches im voraus die Möglichkeit neuer Erfahrung und damit der Weltveränderung dementiert.

Er hat gewiss recht, wenn er sich gegen eine zur Routine gewordene Verunglimpfung der Sprache wehrt, wo sich heute auch vielerlei Schmarotzer ansaugen. Aber es geht andererseits nicht an, übersehen zu wollen, dass unsere erweiternden Erfahrungen auch Spracherfahrungen sein können. Ich sehe auch nicht ein, weshalb Handkes Klischeekritik «selber am Klischee fixiert bleibt». Auch Wellershoff kann sein Vorhaben (etwa: das von der Industriegesellschaft ins Dunkle abgedrängte Leben wieder zu Wort kommen zu lassen) in der «Schattengrenze» nur unter negativem Vorzeichen fassen und würde sich gewiss wehren, wollte man ihm eine Fixierung an diese negativen Vorstellungen anlasten. Mit der Bezeichnung seines Klischeegebrauches schreibt sich Handke doch wohl auch die Klischeesprache wie einen Alldruck vom Leib. Und indem ich zuhöre, geschieht mit mir etwas ähnliches; ich horche auf, erinnere mich an eigene Schablonen und es wird mir bewusst, dass ich es fortan vermeiden soll.

Das mag ein allzu simples Beispiel sein; es soll – wie die Tablettenschluckerin – nur als Modell dastehen, das aber immerhin zeigt, das man auch eine «bloss» sprachliche Erfahrung machen kann, wobei ebenfalls durch die Befremdung unsere Aufmerksamkeit geweckt und eine kleine Veränderung des Bewusstseins bewirkt wird.

Aus seiner Einstellung wird verständlich, dass der Autor auch die fantastische

Literatur verwirft als ein Schreiben, das nichts am Status quo der Welt verändert. Es ist schade, dass er keine Beispiele anführt. Mir kommt dabei der seltsame Raymond Roussel in den Sinn, der, beispielsweise in «*Locus solus*», mit einem Wortmaterial, das nicht präziser und logischer sein könnte, unerhörte Maschinen und Machenschaften beschreibt, die es nicht gibt. Sie fordern meine Vorstellungskraft unendlich mehr heraus als jede noch so konkrete Information aus dem Tatsachenbereich. Gerade durch den Stress, den sie uns abverlangen, uns fortwährend Dinge vorzustellen, die in der Welt keine Anhaltspunkte haben, regen sie an. Gewiss, sie bringen keine konkreten Erfahrungen ein, sie klären uns nicht auf über unsere Be-

dingtheit in der heutigen Welt. Aber vielleicht: aus der Distanz zur Welt, die wir im Mitspielen gewinnen, können wir selber die Welt und unsere Verstrickungen in ihr besser durchschauen. – Solche Hinweise wollen die Bedeutung von Wellershoffs Buch nicht bestreiten. «Literatur und Veränderung» ist ein wichtiger und hervorragend formulierter Beitrag zur heutigen Literaturdiskussion – nicht zuletzt deshalb, weil er militant und parteisch ist und zum Widerspruch anregt.

Gerda Zeltner

¹ Dieter Wellershoff, *Literatur und Veränderung, Versuche zu einer Metakritik der Literatur*. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1969.

JUGEND IN WIEN

Eine Autobiographie Arthur Schnitzlers

Knapp vier Jahrzehnte nach Arthur Schnitzlers Tod erschien unlängst seine Fragment gebliebene Autobiographie, von Therese Nickl und Heinrich Schnitzler sorgfältig ediert und mit Anmerkungen, Werkregister und tabellarischem Lebenslauf versehen. Ein Nachwort von Friedrich Torberg wurde dem Band beigelegt.

Schnitzler begann die Niederschrift seiner Autobiographie im Jahre 1915. Sie sollte den Titel «Leben und Nachklang – Werk und Widerhall» tragen und auf eigenen Wunsch unmittelbar nach seinem Tode erscheinen. Er brach sie im Jahre 1920 endgültig ab und schrieb wenig später einen stark autobiographisch gefärbten Roman, der aber ebenfalls Fragment blieb. Er wurde erst 1967 in der österreichischen Zeitschrift «Literatur und Kritik» von Reinhard Urbach herausgegeben. Der abgeschlossene Teil von Schnitzlers Autobiographie schildert sein Leben bis 1890, so dass die Herausgeber den ursprünglich ge-

planten Titel durch «Jugend in Wien» ersetzen.

Bereits 1901, zu einer Zeit also, da ein k. u. k. Ehrengericht ihm wegen seiner Novelle «Lieutenant Gustl» seine Offizierscharge aberkannte, entschloss sich Schnitzler, eine Biographie seines Lebens zu schreiben. Wie um sich zu rechtfertigen, weist er die Vermutung zurück, mit einem solchen Unternehmen nur eine neue Art von Eitelkeit befriedigen zu wollen. Er spricht vielmehr in den dem Band beigegebenen «Autobiographischen Notizen» von seinem ausgeprägten Bedürfnis nach Wahrheit, von einer «äußerlichen Pedanterie» als einem «Corrigens innerer Schlampelei». Diese Pedanterie schlug sich in minutiös geführten Tagebüchern nieder, die der Autobiographie zur Grundlage dienten.

Arthur Schnitzler, geboren 1862, wuchs im Wien des Liberalismus auf, in einer Epoche voll Fortschrittsgläubigkeit und

wirtschaftlichem Aufschwung, in einer Gesellschaft, deren oberste Maximen Geld, Besitz und Ansehen waren. Königgrätz im Jahre 1866, noch mehr aber der berüchtigte Börsenkrach von 1873 trafen eine völlig unvorbereitete, dem Besitz als Garanten des Ansehens verhaftete Bourgeoisie. Der Grundirrtum dieser Epoche – so Schnitzler im Jahre 1901 – bestand darin, «dass ideelle Werte von vornherein als fix und unbestreitbar angenommen wurden». Der materielle Schock, das keimende Nationalitätenproblem im Vielvölkerstaat Österreich, die mühsam unterdrückte soziale Frage, das Aufkommen des rassischen Antisemitismus: all das änderte nichts am Glauben, in gesicherten Verhältnissen zu leben.

Die heranwachsende «Generation der Söhne» freilich, für die Hermann Bahr die Formel prägte: «feine Gaumen, aber keine Fäuste», schuf sich ihren eigenen Lebensstil, dem Arthur Schnitzler im «Anatol»-Zyklus paradigmatisch Ausdruck verliehen hat. In sieben Dialogen tritt vor uns einträumerischer Stimmungsmensch, empfindsam und gleichzeitig oberflächlich, melancholisch und heiter, «im Besitz den Verlust, im Erleben das stete Versäumen» (Hofmannsthal) empfindend. Aus den Armen des «süssen Mädls» «mit der weichen Anmut eines Frühlingsabends» flieht er in die einer Zirkustänzerin oder einer sich vernachlässigt fühlenden Ehefrau. Aber Erfüllung und Glück sind ihm nur für den Moment beschieden; als Erinnerung, die seine Art von Treue ist, behält er ein buntes Panoptikum von Schleifen, vergilbten Briefen und welken Blumen zurück. – Es sind wunderbare Dialoge, angefüllt mit leiser Ironie und verhaltener Wehmut; ihre Sprache kennzeichnet Schmelz und Grazie.

Die Tonart der Autobiographie bestimmt das Gegenteil. Ein rational distanziertes Verhältnis zur eigenen Persönlichkeit, die innere Fremdheit gegenüber der eigenen Jugend, eine fast kanzleistilhafte Sprache sowie der Hang zu äußerlicher Vollständigkeit der Fakten bestimmen grosse Teile des Buches. In chronologischer Folge schildert Schnitzler seine Jugendzeit,

seinen Studiengang und seine Militärzeit, stellt er Verwandte, Freunde und Geliebte vor. Er war der Sohn recht wohlhabender Eltern, denen der Börsenkrach kaum materielle Verluste brachte; das Vermögen des Vaters gründete sich auf sein grosses Ansehen als Kehlkopfspezialist. Schnitzler absolvierte Wiens bekanntes Akademisches Gymnasium, das vor ihm schon Grillparzer, nach ihm Beer-Hofmann und Hofmannsthal besuchten. Ausser von einer «unbezwinglichen Schreiblust» (die ihm mit 18 Jahren bereits dreiundzwanzig vollendete und dreizehn begonnene Dramen einbrachte), kann Schnitzler von keiner frühen Disposition zum Dichter berichten. Zwar lässt Schnitzler kaum ein Opus seiner frühesten «Schaffens»-Periode unerwähnt, jedoch nur um im mehr höhnischen als sachlichen Ton dessen minimale ästhetische Qualität festzustellen. Es ist aufschlussreich, dass die Autobiographie genau zu dem Zeitpunkt abbricht, wo die dichterische Produktion Schnitzlers beginnt. Ausser «Anatols Hochzeitsmorgen» fällt keines seiner später gedruckten Werke in die Zeit von 1890. Schnitzler studierte ohne inneren Zwang und Beteiligung Medizin.

Hermann Bahr nannte einmal Schnitzlers «Anatol» einen «Fünfguldenlebemann». Diesen Titel beansprucht Schnitzler für sich selber. Während seines Studiums besuchte er kaum die Hörsäle; die Laboratorien waren ihm mehr Orte angenehmen Plauderns als ernsthaften Studierens. Er fühlte sich als Flaneur (der freilich mit fünf Gulden Taschengeld auskommen musste), der seinen Tag am Klavier mit Improvisationen, Augenblickseinfällen also, im Kaffeehaus bei Billard und Schach, im Theater oder im gemütlichen Zimmer eines «süssen Mädls» verbrachte.

Er führte ein Dasein an der Peripherie der gesellschaftlichen Realität. «Fiel in dieses... Dasein», fragt Schnitzler, «kein mächtiger Schein von draussen, ... gab es nicht Geschichte, Weltgeschichte...?» Und er antwortet: «Freilich gab es all das, aber die Heimat war eben nur Tummelplatz und Kulisse des eigenen Schicksals.» Das

Leben als ständig wechselnde Komödie vom eigenen Ich, zu der die Umgebung die Bühne abgibt – Hofmannsthal hat es in den bekannten Versen seines Prologs zum «Anatol» formuliert: «Also spielen wir Theater, / Spielen unsre eignen Stücke, / Frühgereift und zart und traurig, / Die Komödie unsrer Seele...» Das Ich ist Zentrum seiner selbst, verhält sich zum ‹tätigen Leben› passiv und kontemplativ. Das Bewusstsein der eigenen Untauglichkeit wird als Hypochondrie, als gestörtes Verhältnis zu den Forderungen des Tages erkannt; aber der junge Student Schnitzler beliess es bei der Formulierung. In seinem Arztberuf fühlte er sich als Dilettant; vom «ethischen Blödsinn» und der «Dummheit», die er mit dem Medizinstudium begangen habe, ist die Rede.

In seinem Verhältnis zu Frauen zählte fast immer nur der Augenblick, galt die Intensität des Erlebnisses mehr als die Extensität. Dauer in einer Liebesbeziehung «enervierte» ihn. Er betätigte sich als Sammler, vielfach gewissenlos und indiscret. Einzig eine junge Mamsell, Jeanette Heger, das Urbild des «süßen Mädls», und eine verheiratete Frau, Olga Waissnix, deren Korrespondenz mit Schnitzler demnächst im gleichen Verlag erscheinen soll, vermochten ihn länger zu fesseln. Die Libertinage bestimmte seinen Lebensstil. Zu ihrem Habitus gehörte als erste Maxime die Hingabe an den Moment, gehörte die Treulosigkeit, die «Scheu vor Unbequemlichkeiten und Verantwortlichkeiten», gehörte die «Gleichgültigkeit». «Treue zwischen Liebes- oder gar Eheleuten vermochte ich bestenfalls als einen glücklichen Zufall aufzufassen» – heisst es an einer Stelle. Es galt als philiströs, eventuelle Folgen einer Liebesnacht tragisch zu nehmen. Und Schnitzler notiert in diesem Zusammenhang: «Wir müssen immer einen Dolch blitzen sehen, um zu begreifen, dass ein Mord geschehen sei.» Und dabei ist es das Paradox dieses Daseins, dass man sich frei von moralischen Beschränkungen glaubt und doch selbstquälerisch die Untreue der Geliebten verfolgt; dass man sich unabhängig von Illusionen meint, um

dann immer wieder von ihnen überrascht zu werden; dass die programmatisch verkündete Immoralität nicht verhindert, von einem «grundverdorbenen Geschöpf» zu reden.

Freunden gegenüber verhielt sich Schnitzler rein rezeptiv und ohne inneres Engagement. Fast stolz bemerkte er einmal, dass er nie um einen Freund geworben habe, eine Tatsache, die durch seinen Briefwechsel mit Hofmannsthal nur bekräftigt wird. Freundschaften wurden oberflächlich geschlossen. Und dieser Oberflächlichkeit entsprach die ungeheure Zahl der Bekanntschaften. In einer endlosen Serie berichtet Schnitzler von Familienmitgliedern, Kommilitonen, Schulkameraden, Kollegen seines Vaters und Lehrern, ohne dass wichtige Bezüge zur eigenen Persönlichkeit deutlich werden. Selbst «flüchtiger Kaffeehausbekanntschaften» «gedenkt» er über mehrere Seiten. Die flüchtige Episode, das gleichsam punktuelle Erleben des impressionistisch gestimmen Menschen gehörte zwar zum Lebensstil der Generation um den jungen Schnitzler, blieb aber doch häufig genug im Bereich des Nichtssagenden stecken, wie die Autobiographie Schnitzlers zeigt. Und es erscheint manchmal ungewollte Ironie, wenn Schnitzler sich einer Person nur erinnern kann, weil ihr Name im Tagebuch verzeichnet ist. Dass Schnitzler zwar an keine in die persönliche Entwicklung eingreifende Vorsehung, wohl aber an den potentiellen Sinn des scheinbar Zufälligen geglaubt hat, geht aus den Schlussätszen seines Buches hervor: «Ich glaube», heisst es dort, «es gibt ‹einzelne›, die um sich wissen, auch dann, wenn sie bestenfalls zu ahnen vermeinen, und die aus freier Wahl ihre Lebensentscheidungen treffen, auch dort, wo sie denken, nur vom Zufall der Ereignisse und von Stimmungen getrieben worden zu sein...».

Aus dem vorliegenden Teil der Autobiographie kann man auf eine sinnvolle Konzeption der Jugendjahre Schnitzlers kaum schliessen. Sein ausgeprägtes Bedürfnis nach Wahrheit liess ihn die unerlässliche Komponente einer jeden Autobio-

graphie, die dichterische Stilisierung, nivellieren. – Goethe erläutert in einem Brief an Zelter vom 15.2.1830 den «einigermassen paradoxen Titel der Vertraulichkeiten aus (s)einem Leben: Wahrheit und Dichtung» und betont, «dass man mehr die Resultate, und wie wir uns das Vergangene jetzt denken, als die Einzelheiten, wie sie sich damals ereigneten, aufstellen und hervorheben» müsse. Schnitzler paraphrasierte da-

gegen sein Tagebuch und kommentierte es. Es entstand eine Autobiographie, deren einziges Strukturprinzip die chronologische Reihung blieb. Wir vermissen an ihr all das, was den Dichter Arthur Schnitzler auszeichnet.

Jürgen Fackert

¹ Arthur Schnitzler, *Jugend in Wien. Eine Autobiographie*. Verlag Fritz Molden, Wien-München-Zürich 1968.

HINWEISE

Literaturkritik

Dass Literaturkritik «engagiert» sein soll, ist nicht erst in unseren Tagen gefordert worden. Wer freilich die jüngere Geschichte der Gattung nicht überblickt, wird meinen, das Postulat sei neu. Man möchte insbesondere jüngeren Lesern den Sammelband *Prüfungen* empfehlen, der die Schriften zur Literatur von Klaus Mann vereinigt, des hochbegabten Sohnes von Thomas Mann, die Martin Gregor-Dellin herausgegeben hat. Es sind Aufsätze aus den Jahren 1926 bis 1942, Rezensionen und kritische Essays vornehmlich zur französischen Literatur. Cocteau, Gide, Julien Green, Giraudoux werden darin besprochen, aber auch Ernst Jünger, Gottfried Benn, Stefan George, Frank Wedekind, Franz Kafka, Oedön von Horvath und andere. Klaus Mann erweist sich darin als ein engagierter Kritiker in dem Sinne, dass er als «Kind dieser Zeit» (Titel seiner eigenen Lebensgeschichte) wach und wagemutig Kunst und Literatur niemals jenseits der Entscheidungen sah, die ihm die Verantwortung als Zeitgenosse verhängnisvoller Mächte auftrug. Die Auseinandersetzung mit Gottfried Benn sei nur als Beispiel genannt (Nymphenburger Verlagshandlung, München 1968).

*

In deutscher Ausgabe liegt seit einiger Zeit der Band *Kunst und Antikunst* von Susan Sontag vor: vierundzwanzig literarische Analysen, die Einblick geben in das Selbstverständnis der amerikanischen Avantgarde. Programmatich beginnt der Essay-Band mit dem Aufsatz «Gegen Interpretation», und charakteristisch für die Generation, für die Susan Sontag spricht, ist auch die Arbeit über die pornographische Phantasie, die einige Berühmtheit erlangt hat. Über Ionesco und über Hochhuths «Stellvertreter» schreibt die Verfasserin ebenso versiert wie über die Kunst des Happening, und als Kommentar zu den «neuen Normen der Schönheit, des Stils und des Geschmacks», die in Susan Sontag eine bedrängte Anwältin haben, liest sich der Aufsatz «Die Einheit der Kultur und die neue Erlebnisweise». Nicht die inhaltliche Aussage eines Werks, sondern seine immannten Strukturen stehen im Mittelpunkt dieser gescheiten und beziehungsreichen kritischen Arbeit (Rowohlt-Taschenbuch-Verlag, Reinbek bei Hamburg 1969).

*

Sprachschnitzer aufzuspicken, zu untersuchen und zurechtzurücken, hat sich W. E. Süskind, Schriftsteller und Journalist,

seit je zur Aufgabe gemacht. Er ist einer der Mitverfasser des «Wörterbuchs des Unmenschens», und er hat eben jetzt wieder unter dem angriffigen Titel *Dagegen hab ich was* eine Fülle kleinerer und grösserer «Sprachstolpereien» gesammelt. Seine witzigen und klugen Argumentationen lesen sich leicht. Aber sie lesen sich auch mit Gewinn (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1969).

*

Die Wörter und die Welt, so lautet – fast manifestartig – der Titel einer Sammlung kritischer Arbeiten über neue Literatur von Heinrich Vormweg. Manifestartig darum, weil darin so etwas wie ein Programm der neuen Literatur zum Ausdruck kommt: Reduktion der Literatur auf Sprache, Ablehnung eines Literaturverständnisses, das sich auf Bilder, Empfindungen und Meinungen stützt. Die kritische Theorie, die darauf gegründet wird, soll an Beispielen erprobt werden. So beschreibt Heinrich Vormweg etwa – als «Vier exemplarische Sackgassen» – Romane von Frisch, Walser, Johnson und Gedichte von Enzensberger. Das Buch vereinigt im übrigen kritische Arbeiten, die im «Merkur» oder im «Monat» erschie-

nen sind, auch in anderen Zeitschriften oder als Sendungen im Radio. Zusammen mit Helmut Heissenbüttel, der für ihn so etwas wie eine Autorität ist, gibt Vormweg in gleicher Aufmachung auch einen *Briefwechsel über Literatur* heraus mit den Themen «Über Sprache und Literatur», «Über den Roman» und «Über Kritik». Zur Information über den Stand des literarischen Gesprächs sind beide Bände nützlich (Hermann-Luchterhand-Verlag, Neuwied und Berlin 1969).

*

Die neuste Ausgabe des *Jahresrings*, des Jahrbuchs, das der Kulturreis im Bundesverband der deutschen Industrie herausgibt, enthält wiederum zahlreiche Textbeispiele und Illustrationen. Unter den Autoren finden wir auch Namen von Schweizern: François Bondy und Adolf Muschg. Verdienstvoll scheint uns vor allem der Versuch, von Jahr zu Jahr in zusammenfassender «Chronik» die bedeutenderen Erscheinungen des Jahres auf dem Gebiet des Theaters, der Literatur, der Musik und der bildenden Künste im Überblick zu würdigen und kritisch einzurichten (Jahresring 69/70, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1969).